

9. Heimcomputer und Telekommunikation in der Bundesrepublik (1980er/1990er Jahre)

In der Bundesrepublik gab es in den 1970er Jahren keine Hobbycomputerszene, die vom Umfang und dem Aktivitätsgrad mit der amerikanischen vergleichbar war. Das Hobby des Amateurfunks und Elektronikbastelns erlebte in dieser Zeit in der Bundesrepublik allerdings einen Aufschwung, was sich in einer Vielzahl von neu gegründeten Zeitschriften wie *elektor* (seit 1970), *ELO* (1975), *Populäre Elektronik* (1976) oder der *Elrad* (1977) sowie der erstmalig 1978 in Dortmund veranstalteten Fachmesse Hobbytronic ablesen lässt.¹ In solchen Zeitschriften wurden Ende der 1970er Jahre auch erste Anleitungen und Projekte zum Selbstbau von Mikrocomputern veröffentlicht,² aber der westdeutschen Elektronikbastlerszene gelang es nicht im selben Maße wie der amerikanischen, um den Selbstbaucomputer ein kommerzielles Ökosystem zu etablieren und aus den Hobbyprojekten einen erfolgreichen Wirtschaftszweig zu machen.

In der Bundesrepublik konnten Mikrocomputer daher zunächst nur als Importe gekauft werden. Während die Geräte in den USA mit Preisen von deutlich unter 1.000 US-Dollar in die Kategorie der Konsumelektronik fielen, wurden die ersten »Mikros« in der Bundesrepublik für Preise von über 2.000 DM angeboten. Mit solchen Anschaffungskosten galten sie zunächst als Investitionsgüter und wurden vor allem von mittelständischen Unternehmen gekauft, die sie als Arbeitsplatzrechner oder »Personal Computer« einsetzten, während etablierte Computerhersteller sich darum bemühten, die neue Geräteklasse als unzuverlässige »Bastel-Computer« abzuwerten.³ Erst, nachdem zu Beginn der 1980er Jahre das Angebot größer wurde und die Einstiegspreise auf unter 1.000 DM fielen, wurden die Geräte in größeren Stückzahlen auch von privaten Haushalten

-
- 1 Zur deutschen Amateurfunkerszene bislang nur: Ernst Fendler/Günther Noack, *Amateurfunk im Wandel der Zeit*, Baunatal 1986.
 - 2 Vgl. das Sonderheft der *ELO*: Reinhard Gössler, *Dem Mikrocomputer auf's Bit geschaut. Leichtverständliche Einführung in die Mikrocomputer-Technik*, München 1979.
 - 3 Vgl. Zwerge im Vormarsch. Neue Kleinst-Computer bedrängen allenthalben die größeren Rechenmaschinen, in: *DER SPIEGEL* 12/1979, S. 70-71; Kompaktcomputern auf Mikroprozessor-Basis haftet noch das Spielzeug-Image an. Erstanwender-Markt: Personal Computer contra MDT, in: *Computerwoche* 23/1979.

gekauft. Als Startpunkt einer breiteren gesellschaftlichen Adaption des Heimcomputers in der Bundesrepublik gilt das Weihnachtsgeschäft des Jahres 1983, bei dem erstmals in größerem Umfang Heimcomputer verkauft wurden.⁴

Für den Anschluss des Heimcomputers an das Telefonnetz und die Entstehung einer »Modemwelt« wie in den USA fehlten in der Bundesrepublik zu diesem Zeitpunkt allerdings die Voraussetzungen. Hier gab es zwischen dem Versuch, mit Bildschirmtext Computer auf den Fernsehbildschirm zu bringen (siehe Kapitel 6.b), und dem industriepolitisch motivierten Großprojekt der Digitalisierung des Telefonnetzes (siehe Kapitel 7.c) nur wenige Freiräume, in denen die Besitzer von Heimcomputern mit den kommunikativen Möglichkeiten ihrer Geräte experimentieren konnten.

Dennoch steht in diesem Kapitel die Auseinandersetzung mit dem Heimcomputer als Kommunikationsmedium in der Bundesrepublik in den 1980er Jahren im Mittelpunkt. Das Fehlen von Freiräumen, um die kommunikativen Möglichkeiten von Computern und eine mit der amerikanischen »Modemwelt« vergleichbaren Praxis des Mediums Computer zu erproben, wurde seit 1981 von einer Gruppe kritisiert, die von der amerikanischen Phreaker- und Hackerszene beeinflusst war und ab 1983 unter dem Namen »Chaos Computer Club« auftrat. Die Mitglieder des Clubs wurden in den folgenden Jahren medial als »heimliche Experten für Computersicherheit« bekannt, was im ersten Unterkapitel analysiert wird. Gleichzeitig bewegten sich aber in einer Szene, für die der freie Datenaustausch über Kommunikationsnetze eine Grundsatzfrage der Medienordnung war.

9.a Hacker in der Bundesrepublik (1970er – 1990er Jahre)

Alternative Perspektiven auf Mikrocomputer (1970er Jahre – 1981)

Eine Wurzel der westdeutschen Hackerszene liegt in der Medienkritik der Protestbewegungen der 1960er Jahre. Die protestierenden Studenten sahen in der »Manipulationskraft« und der Konsumorientierung der Massenmedien, allen voran des Axel-Springer-Verlags, einen Grund, warum die Mehrheit der Bevölkerung passiv blieb und sich nicht ihrem Aufbegehren anschloss.⁵ In den Jahren nach 1968 versuchten daher verschiedene Initiativen, durch Medienprojekte eine alternative Gegenöffentlichkeit aufzubauen, in der auch die subjektiven Erfahrungen und Probleme einzelner Menschen Platz finden sollten, für die sich die konventionellen Massenmedien nicht interessierten.⁶ Diese alternative »Medienarbeit« führte in den 1970er Jahren zum Entstehen einer alternativen Presselandschaft, die ein breites politisches Spektrum abdeckte, das von linksradikalen

4 Vgl. Computer – das ist wie eine Sucht. Das Geschäft mit dem neuesten Spielzeug der Elektronikindustrie kommt kurz vor Weihnachten in Deutschland erstmals so richtig in Schwung, in: *DER SPIEGEL* 50/1983, S. 172–183; Thomas von Randow, Droge Computer. Das Ding, das spielt, nachdenkt, rechnet und die Zeit stiehlt, in: *DIE ZEIT* 05/1984.

5 Ohne den Multiplikationseffekt der Massenmedien wäre die Wahrnehmung und Wirkung von »1968« allerdings ebenfalls geringer ausgefallen. Vgl. Reichardt, Authentizität und Gemeinschaft, S. 223–231.

6 Vgl. ebenda, S. 231–315.

Zeitschriften wie der Berliner *Agit883* über Szeneblätter wie den Frankfurter *Pflasterstrand* und kulturorientierte Stadtmagazine wie die Berliner *Zitty* bis zur linksalternativen Tageszeitung *taz* reichte, die 1979 als Gemeinschaftsprojekt gestartet wurde.⁷

Während sich im Printbereich damit in den 1970er Jahren eine Gegenöffentlichkeit etablieren konnte, war das Verhältnis der alternativen Medieninitiativen zu audiovisuellen Medien kompliziert. Zwar war, wie bereits erwähnt, zu Beginn des Jahrzehnts etwa bei der SPD die Erwartung verbreitet, dass der öffentlich-rechtliche Rundfunk durch eine Breitbandverkabelung zu einem Gegengewicht der privaten Presse bei der Lokalberichterstattung werden könnte (siehe Kapitel 6.a). Gegen Mitte der 1970er Jahre setzte sich in den Medieninitiativen allerdings die Perspektive durch, dass von einer Verkabelung und neuartigen Medien wie Bildschirmtext in erster Linie die großen Medienkonzerne profitieren werden, die damit als Veranstalter eines privaten »Kommerzfernsehens« noch mehr Einfluss gewinnen werden.

Im audiovisuellen Bereich beschränkte sich die Medienarbeit des alternativen Milieus daher vor allem auf Projekte mit Video. Die Entwicklung von neuartigen, kompakten Videokameras und die unkomplizierte Handhabung der Magnetbänder hatten seit den späten 1960er Jahren das Anfertigen von Bild- und Tonaufnahmen günstiger gemacht und vereinfacht. Zunächst wurde Video von Kunsthochschulen für Experimente und künstlerische Produktionen eingesetzt. Mitte der 1970er Jahre gründeten sich dann, häufig im Umfeld von Kunsthochschulen, alternative Videogruppen, die mit der Technik audiovisuelle Stadtteilarbeit machen wollten und dazu die lokalen Konflikte sowie das alltägliche Arbeiten und Leben der Menschen dokumentieren oder den Betroffenen die Technik und das Wissen zur Verfügung stellten, ihre Situation eigenständig aufzuzeichnen. Was diesen lokalen Medienläden und Videogruppen allerdings fehlte, war ein Verbreitungsweg für ihre Produktionen. In der Regel fanden die Ergebnisse der alternativen Videoszene ihr Publikum nur innerhalb der eigenen Szene und wurden in Medienläden, bei überregionalen Treffen oder in alternativen Kinos gezeigt.⁸

Im Umfeld der alternativen Videoszene Hamburgs trafen um das Jahr 1980 herum mehrere Männer aufeinander, die sich neben Video auch für Computer interessierten. Klaus Schleisiek war seit Mitte der 1970er Jahre in der alternativen Videoszene aktiv und hielt als Techniker die Ausrüstung verschiedener Initiativen am Laufen. Als er 1979 ein Angebot bekam, an einer interaktiven Kunstinstallation im Botanischen Garten von St. Paul in Minnesota mitzuwirken, ging er für eineinhalb Jahre in die USA und verbrachte auch einige Monate in San Francisco, wo er mit der alternativen Mikrocomputerszene in Kontakt kam. Als er Mitte des Jahres 1981 wieder nach Hamburg zurückkehrte, brachte er einen transportablen Mikrocomputer⁹ mit und kam zunächst bei Jochen Büttner

7 Vgl. Nadjaz Bütetführ, *Zwischen Anspruch und Kommerz. Lokale Alternativpresse 1970-1993*, Münster 1995; Reichardt, *Authentizität und Gemeinschaft*, S. 24-257; Jörg Magenau, *Die taz. Eine Zeitung als Lebensform*, München 2007.

8 Vgl. zur Geschichte und Anspruch der alternativen Videoszene in der Bundesrepublik: Gerhard Lechenauer (Hg.), *Alternative Medienarbeit mit Video und Film*, Reinbek 1979; Margret Köhler (Hg.), *Alternative Medienarbeit. Videogruppen in der Bundesrepublik*, Wiesbaden 1980.

9 Der Osborne 1 war von dem bereits mehrfach erwähnten Lee Felsenstein mit der Prämisse entwickelt worden, einen Mikrocomputer zu schaffen, den seine Nutzer samt Monitor und Tastatur mitnehmen können und der mit wenigen Handgriffen betriebsbereit gemacht werden kann. Zum

unter. Büttner, Jahrgang 1949, war ebenfalls in der Hamburger Videoszene engagiert und arbeitete seit 1977 im Medienladen Hamburg mit¹⁰ und betrieb 1981 ein alternatives Kino und Stadtteilzentrum im Hamburger Stadtteil Eimsbüttel. Im »Blimp« sollten die Erzeugnisse der alternativen Medienszene, Bilder, Musik und Videos für die lokale Bevölkerung zugänglich gemacht werden. Über das Blimp kamen Büttner und Schleisiek in Kontakt mit Herwart Holland-Moritz, genannt Wau Holland, sowie Wulf Müller und Wolf Gevert. Gevert hatte bereits seit längerer Zeit Erfahrung mit Computern, da er seit den 1950er Jahren als Programmierer für Banken arbeitete.¹¹

Im Sommer des Jahres 1981 diskutierten die fünf über die Bedeutung von Computern und den möglichen Nutzen, den die günstigen und kleinen Mikrocomputer für die alternative Bewegung und Gegenöffentlichkeit in der Bundesrepublik haben können.¹² Anknüpfungspunkt war dabei die Videotechnik. Der Wandel, der in der Datenverarbeitungstechnik gerade durch den Mikroprozessor stattfand, wurde von den fünf in Analogie zu den Veränderungen gedeutet, den die Filmbranche durch den technologischen Schritt vom Film zum Video erlebt hatte. Durch beide Entwicklungen wurde die Nutzung der Technologien günstiger und unabhängiger von zentralen Institutionen. Während das Magnetband die Abhängigkeit von einem aufwendigen Entwicklungsprozess und teuren Kopierwerken reduziert hatte, machte der Mikrocomputer die Datenverarbeitung unabhängig von zentralen Rechenzentren.

Auf der Suche nach Menschen, die eine ähnliche Perspektive auf Mikrocomputer hatten, gaben die fünf unter der Überschrift »TUWAT,TEXT« in der *taz* vom 1. September 1981 eine Anzeige auf, die sich an »Komputerfrieks« richtete, die glaubten, dass sich mit »Kleinkomputern [...] sinnvolle Sachen machen lassen, die keine zentralisierten Großorganisationen erfordern«¹³, und luden zu einem Treffen am 12. September in den Berliner Redaktionsräumen der *taz* ein. Ort und Datum des Treffens waren nicht zufällig gewählt. Seit August 1981 lief in Berlin der Tuwat-Kongress. Zu diesem vierwöchigen Festival und »Spektakel« hatten Berliner Hausbesetzer die alternative Szene aus ganz Europa eingeladen, um die erwartete Räumung mehrerer besetzter Häuser zu verhindern. Parallel dazu fand vom 4. bis zum 13. September in Berlin die Internationale Funkausstellung IFA statt, die technik- und medieninteressierte Menschen in die Stadt lockte. 1981 präsentierte die Bundespost auf der Messe erneut ihr Bildschirmtextsystem, das nun bis zur nächsten Funkausstellung in zwei Jahren bundesweit eingeführt werden sollte (siehe Kapitel 6.b).

Am 12. September traf die Hamburger Gruppe mit etwa 20 weiteren Personen in den Redaktionsräumen der *taz* zusammen und diskutierte mit ihnen über alternative Einsatzmöglichkeiten von Mikrocomputern. In einem Erinnerungsprotokoll, das Klaus Schleisiek wenige Tage nach dem Treffen auf seinem Computer niedertippte, ordnete er die in Berlin diskutierten Themen in drei Bereiche ein. Man habe zum einen über die

Osborn 1 und der Geschichte des Unternehmens Osborne Computer siehe: Adam Osborne/John Dvorak, *Hypergrowth. The rise and fall of Osborne Computer Corporation*, Berkeley 1984.

10 Vgl. »Die Autoren«, in: Lechenauer (Hg.), *Alternative Medienarbeit mit Video und Film*, S. 203.

11 Vgl. Tim Pritlove, Podcast mit Klaus Schleisiek/Jochen Büttner/Wolf Gevert, *Chaosradio Express* 77, veröffentlicht am 05.03.2008, <https://cre.fm/cre077-tuwat-txt> (13.1.2021).

12 Vgl. ebenda.

13 Klaus Schleisiek u. a., *tuwat,txt Version*, in: *taz*, 01.09.1981, S. 2.

»Alternative Nutzung von Computern [sic!]« gesprochen. Nach Schleisieks Verständnis bedeutete dies vor allem, Mikrocomputer dafür zu nutzen, um Daten und »existierende Systeme [...] neuen sozialen Gruppen zugaenglich zu machen«¹⁴ und für alternative oder ökologische Fragestellungen zu nutzen. Ein Szenario, das bei dem Treffen diskutiert wurde, war die Umkehr der polizeilichen Rasterfahndung für die Zwecke der Hausbesetzerzene. Das Bundeskriminalamt hatte 1979 aus den Kundendaten der Elektrizitätswerke die Barzahler herausgefiltert, um so die konspirativen Wohnungen von Terroristen zu identifizieren. Bei dem Treffen wurde überlegt, dass aus dem gleichen Datenbestand auch Informationen über leerstehende Wohnungen ermittelt werden könnten, die besetzt und als Wohnraum genutzt werden könnten.¹⁵

Das zweite Thema des Berliner Treffens war der »Kommunikationsaspekt« von Mikrocomputern. Hier, so notierte Schleisiek in seinem Protokoll, könne die westdeutsche Alternativszene viel von den Praktiken in den USA lernen. Dort gebe es eine Reihe von Computersystemen wie CBBS, »die dazu gedacht sind, einen Informationsaustausch zwischen Personen/Gruppen zu ermöglichen, die sich nicht zur gleichen Zeit am gleichen Ort versammeln und auch nicht zur gleichen Zeit ihr Ohr am Telefonhoerer haben – sondern Zeitverschoben[sic!] kommunizieren koennen.«¹⁶ Dabei sei besonders bei privater Kommunikation »der Problemkreis ›Verschluesselung‹ der Daten wichtig.«¹⁷ Den bisherigen Systemen konstatierte er eine gewisse Blauäugigkeit. »[E]s ist nicht schwer zu prognostizieren, dass in einigen Jahren von Grosskonzernen Mitarbeiter eingestellt werden, deren Aufgabe es sein wird, die oeffentlichen Datenbanksystemen regelmaessig nach verwertbaren Informationen, Anregungen, Erkenntnissen zu durchforsten.«¹⁸

Den dritten Gesprächsschwerpunkt bildeten laut Schleisieks Erinnerungsprotokoll »Gesellschaftliche Aspekte« von Computern. Hier drehte sich die Diskussion vor allem um die Frage, inwieweit »staatliche und halbstaatliche Datenbanksysteme durch fortschreitenden Datenverbund immer perfektere Sozialsteuerungen ermöglichen« und sich gesellschaftliche »Konfliktherde ›Im Vorfeld‹ diagnostizieren lassen, um mit gezielten Befriedungstaktiken politisch gegenzusteuern.«¹⁹ Hierbei bezog sich Schleisiek auf ein im Herbst 1980 veröffentlichtes Gespräch, das der scheidende Präsident des Bundeskriminalamtes Horst Herold mit dem Juristen und Journalisten Sebastian Cobler geführt hatte. Cobler zitierte Herold darin mit der Aussage, dass der Polizei eine »gesellschaftssanitäre Aufgabe« zukomme, mit dem »Computer als

14 Klaus Schleisiek, Protokoll TUWAT Computerfriektreffen Berlin 12.10.1981, S. 1.

15 »Und wir haben uns überlegt, warum muss man eine Rasterfahndung eigentlich immer nur so negativ sehen. Man kann ja auch andersherum rangehen. Wenn man beispielsweise die kompletten Stromdaten von Berlin hätte, so überlegten wir uns 1981, dann könnte man ja auch feststellen, in welchen Wohnungen kein Strom verbraucht wird; die also als gesellschaftlicher Luxus einfach leer stehen, und danach schreien, dass sich dieser Zustand doch mal ändern könnte.« Wau Holland, Geschichte des CCC und des Hackertums in Deutschland. Vortrag auf dem 15. Chaos Communication Congress, Berlin 1998.

16 Schleisiek 1981, Protokoll TUWAT Computerfriektreffen, S. 1.

17 Ebenda.

18 Ebenda, S. 2.

19 Ebenda.

gesamtgesellschaftlichem Diagnoseinstrument« die Ursachen von »sozialschädlichen Verhaltensweisen« zu identifizieren, um ihnen präventiv gegenzusteuern.²⁰

Ein Ergebnis des Treffens in Berlin war eine Einladung der Hamburger Gruppe nach München, wo die Diskussion im Umfeld der Messe »Systems« weitergeführt werden sollte. Anders als die IFA in Berlin, die als Publikumsmesse konzipiert war, war die Systems seit 1969 eine Branchenmesse der Datenverarbeitungsindustrie, die mit einem angeschlossenen Kongress vor allem Fachpublikum anzog. Dementsprechend erwartete die Hamburger Gruppe um Klaus Schleisiek, dass dort vor allem die Veränderungen der professionellen Datenverarbeitungsindustrie durch den Mikrocomputer diskutiert werden würden.

Das Thesenpapier zum Treffen in München, das Schleisiek vor dem Treffen verfasste, spiegelte daher seine Erwartungen wider, dass dort der Wandel der Datenverarbeitungsindustrie durch den Mikrocomputer im Mittelpunkt stehen werde. Das Dokument ist geprägt von der Hoffnung, die Treffen könnten sich zu einer Art gesellschaftlich wirkenden Selbsthilfegruppe von Computerfachleuten verstetigen, die in Mikrocomputern in erster Linie eine Chance sehen. Ein solcher Zusammenschluss sei sinnvoll, argumentierte Schleisiek in dem Thesenpapier, da sich die Anwendungsmöglichkeiten und Strukturen der Datenverarbeitung aufgrund des Mikroprozessors gerade veränderten und sich der DV-Markt »in einer Übergangsperiode von einem Investitions- zu einem Konsumgütermarkt befindet«, an dem die »traditionellen DV Firmen größtenteils[sic!] »den Anschluß« verpasst haben«²¹. Auch die Universitäten hätten sich noch nicht an den Mikroprozessor angepasst und würden daher die Programmierer am zukünftigen Bedarf vorbei ausbilden.

Hieraus leite ich ab, daß es nötig ist, zu einem unabhängigen, überregionalen, fachübergreifenden Zusammenschluss derjenigen zu kommen, die ihre Spezialistenbegabungen Anderen nutzbar und in Arbeitskreisen und Fortbildungsveranstaltungen weiteren Kreisen vermitteln wollen.²²

Dies dürfe sich nicht nur auf » »fachidiotische« Themenstellungen« beziehen, sondern das Treffen in Berlin hätte gezeigt, dass die »sozialen Fragen, die aus der Tatsache »intelligente Maschinen« resultieren«, ein Thema dieser Arbeitskreise sein müssen.

Also: Nicht nur die Weiterbildung der Profis tut not, viel mehr noch eine Verbreiterung des Wissens um die Möglichkeiten des Rechnereinsatzes als auch die Verdeutlichung

20 Das Interview sollte ursprünglich im *Kursbuch* erscheinen. Nachdem Herold die ursprüngliche Fassung aber dermaßen redigiert hatte, dass laut Cobler »nichts von dem mehr übrig blieb, was tatsächlich ins Mikrophon gesprochen worden war«, entschied er sich, das Gespräch als journalistischen Scoop im neugegründeten Kulturmagazin *TransAtlantik* zu veröffentlichen, woraufhin Rudolf Augstein im *SPIEGEL* ebenfalls Auszüge aus dem Interview veröffentlichte. Vgl. Sebastian Cobler/Horst Herold, Herold gegen Alle. Gespräch mit dem Präsidenten des Bundeskriminalamtes, in: *TransAtlantik* 11/1980, S. 29-40; Rudolf Augstein, Der Sonnenstaat des Doktor Herold. Rudolf Augstein über ein Interview, dass nicht gedruckt werden sollte, in: *DER SPIEGEL* 44/1980, S. 42-49. Zur Perspektive von Herold auf das Interview siehe: Dieter Schenk, Der Chef. Horst Herold und das BKA, Hamburg 1998, S. 430-433.

21 Klaus Schleisiek, Thesenpapier zum münchener Treffen 1981, S. 1.

22 Ebenda.

der Gefahren, die sich z.B. den Bürgerrechten durch staatliche und private Informationspools stellen.²³

Um dieses Ziel zu erreichen, schlug Schleisiek vor, dass auf dem Treffen in München Koordinatoren für Themenschwerpunkte ernannt werden, die als Informationsknoten fungieren sollten.

Solche Informationsknoten bildeten sich nach dem Treffen in München allerdings nicht in der von Schleisiek erwarteten Form, wobei unklar ist, inwieweit sein Thesepapier in München überhaupt diskutiert wurde. Nach dem Treffen in München reiste Schleisiek erneut für mehrere Monate in die USA. Als er anschließend wieder nach Deutschland kam, so erinnerte er sich 2008, habe Wau Holland ihn angegrinst und erzählt, sie hätten den »Chaos Computer Club« gegründet.²⁴

Die Anfänge des Chaos Computer Clubs (1982 – 1984)

Als Wau Holland im Jahr 1998 über die »Geschichte des CCC und des Hackertums in Deutschland« sprach, erinnerte er sich, dass nach den Treffen in Berlin und München in Hamburg ein Stammtisch entstand, zu dem regelmäßig computerinteressierte Menschen zusammenkamen. Zunächst einmal pro Monat, dann 14-tägig und schließlich jeden Dienstag hätten sie sich in einer Kneipe getroffen, um in ausgelassener Stimmung über Computer zu philosophieren. Nach einiger Zeit sei für diesen Stammtisch der Name »Chaos Computer Club« aufgekommen und die Idee entstanden, die besprochenen Themen nach dem Vorbild der amerikanischen TAP als gedruckten Newsletter zu verbreiten.²⁵

Von der TAP, Richard Cheshire und der amerikanischen Mediendiskussion um »Hacker« in den Jahren 1982 und 1983 (siehe Kapitel 8) zur Entstehung einer westdeutschen Hackerszene lässt sich in erster Linie über die Person Wau Holland eine Kontinuitätslinie ziehen. Herwart Holland-Moritz, genannt Wau Holland, Jahrgang 1951, hatte zu Beginn der 1970er Jahre in Marburg ein Studium der Informatik, Mathematik und Politik begonnen und war ohne Abschluss gegen Ende des Jahrzehnts nach Hamburg gezogen, wo er sich im alternativen Milieu bewegte.²⁶ Über die Zeitschriften des linksalternativen Verlegers Werner Pieper wie *Humus* und *Kompost* stieß er auf Publikationen der amerikanischen Alternativszene. Durch Lektüre des von Stewart Brand herausgegebenen »Whole Earth Catalog« und der Zeitschrift *CoEvolution Quarterly* lernte er die TAP kennen, die er um das Jahr 1980 herum zu abonnieren begann. 1985 bezeichnete er die

23 Ebenda, S. 2.

24 Vgl. Pritlove, Podcast mit Klaus Schleisiek/Jochen Büttner/Wolf Gevert.

25 Vgl. Wau Holland, Geschichte des CCC und des Hackertums in Deutschland. Vortrag auf dem 15. Chaos Communication Congress, Berlin 1998.

26 Als er im Januar 1984 von Werner Heise für die Zeitschrift konkret interviewt wurde, stellte dieser ihm mit »Wau Holland, 32. Studium von Politik, Elektrotechnik, Informatik, Mathematik, stud. bruch, Dr. h(a) c(k), mehrjährige Programmiererfahrung, Verkauf von Textsystemen« vor. Vgl. Werner Heine, So wird »gehackt«. In einem Interview mit Werner Heine erklärt der Informatiker Wau Holland, wie man in fremde Computer eindringt und warum sich auch die Friedensbewegung etwas mehr um die Elektronik kümmern sollte, in: *konkret* 01/1984, S. 64–66, hier S. 66.

TAP als seine »Einstiegsdroge« in die Welt der »Telefonfreaks«, durch die er sein persönliches Interesse an Telekommunikation und Computern in einen größeren Zusammenhang einordnen konnte. »Die TAPs las ich wie im Rausch. Viele bruchstückhafte Informationen fügten sich plötzlich zu einem ganzen[sic!] zusammen.«²⁷

Im Oktober 1983 hatte Holland die Gelegenheit, als Journalist für die *taz* Richard Cheshire, den damaligen Herausgeber der TAP, auf der Messe der ITU in Genf, der TELECOM '83, persönlich zu treffen (siehe hierzu auch Kapitel 8.c). Das journalistische Ergebnis seiner Reise nach Genf war eine Doppelseite, die am 8. November 1983 mit der Überschrift »COMPUTER GUERILLA« in der *taz* erschien. Im Stil einer subjektiven Erlebnisreportage schilderte Holland den Lesern darin aus der Perspektive eines bekennenden Telekommunikationsfans seine Erlebnisse auf der Messe und sein Treffen mit Cheshire. Seine Versuche, dort über das angebotene »electronic mail für Mességäste« ein Treffen zu vereinbaren, sei an einer nicht funktionierenden Zugangskarte gescheitert, aber über Pinnwand und Papier hätten die beiden schließlich doch einen Treffpunkt vereinbaren können. Zusammen seien sie anschließend über die Messe geschlendert, hätten nach Passwörtern Ausschau gehalten und sich über das Telefonnetz, Telekommunikation und die TAP unterhalten.²⁸ Den Lesern der *taz* gab Holland noch Literaturhinweise. Neben der TAP und der *CoEvolution Quarterly* empfahl er ihnen die Einwahl in Bulletin Boards:

Computernetzwerke, mit Telefon und Modem anwählbare »bulletin boards«, sind ein neues Medium. So etwas wie Bildschirmtext ohne eingebaute Staatsaufsicht. Jetzt auch in diesen Ländern. Auf den gerade entstehenden bundesdeutschen Netzwerken gibt es u.a. Infos über neue Piratensender²⁹.

Die Leserbriefe und Reaktionen, die er nach Veröffentlichung der Doppelseite erhielt, veranlassten Wau Holland, über eine Anzeige in der *taz* Kontakt zu anderen »computer-freaks« aufzunehmen. Am 11. November 1983 veröffentlichte er eine Anzeige mit seiner Kontaktadresse, an die sich alle »computer-freaks« wenden konnten, »die die TAZ-doppelseite vom 8. 11. über die »hacker« gelesen haben und wissen wollen, wie sie dem deutschen »chaos computer club« beitreten können.«³⁰

Anfang Januar 1984 veröffentlichte er schließlich einen Artikel in der *taz*, in dem er eine deutschsprachige Version der TAP ankündigte. In literarischer Form schrieb er,

27 Wau Holland, TAP. Meine Einstiegsdroge, in: Chaos-Computer-Club (Hg.), Die Hackerbibel. Teil 1, Löhrbach 1985, S. 179.

28 Vgl. Wau Holland, Schweizer Geschichten. Ein Fan auf der »telecom 83«, in: *taz*, 08.11.1983, S. 10; Telefonitis. Das groesste Datennetz der Welt, in: *taz*, 08.11.1983, S. 11. Fünfzehn Jahre später erinnerte sich Holland noch, dass Cheshire ihm beim Stand von AT&T wegen seiner Anzugjacke in den Firmenfarben von AT&T für Mitarbeiter des gehobenen Dienstes gehalten wurde und selbstbewusst einen Kaffee aus den Hinterraum holte. Vgl. Wau Holland, Geschichte des CCC und des Hackertums in Deutschland. Vortrag auf dem 15. Chaos Communication Congress, Berlin 1998.

29 Wau Holland, T.A.P.T.H.E.M. – Zapf sie an. Zeitschriftentips, in: *taz*, 08.11.1983, S. 10. Die Empfehlungen sind mit »wau – chaos computer club« unterzeichnet. Dies ist vermutlich die früheste öffentliche Erwähnung des Namens Chaos Computer Club.

30 Wau Holland, Inserat »hacker«, in: *taz*, 19. 11. 1983, S. 1. Mit gleichem Wortlaut auch in: *taz*, 23. 11. 1983, S. 10.

dass die Anleitungen und Informationen, mit denen »Datenpunkter« und »Hacker« das »aufgeblähte Phantom ›big brother‹« zum Beginn des »Orwelljahrs« hart getroffen hätten, »auf ›alternativen Datenbanken‹, per Telefon frei zugänglich« seien. »Für die nicht-computerisierten gibt es die Zeitung ›Die Datenschleuder‹ auf Papier«³¹, gefolgt von einer Bestelladresse. Bei diesem nur vage geschilderten »Großeinsatz von Hackern« zu Beginn des Orwelljahrs 1984 handelte es sich vermutlich um eine reine Fiktion von Holland, und auch die *Datenschleuder* existierte zu diesem Zeitpunkt noch nicht. Nachdem aber in wenigen Tagen mehr als 100 Bestellungen für die *Datenschleuder* eingegangen waren, machte er sich zusammen mit weiteren Mitgliedern des Stammtischs daran, einen deutschsprachigen Newsletter nach dem Vorbild der TAP zu erstellen.

Mit der ersten Ausgabe der *Datenschleuder*, die im Februar 1984 verschickt wurde, nahm der Chaos Computer Club weiter Gestalt an. Im Mittelpunkt stand ein von Wau Holland verfasstes Manifest, in dem er die Ziele des Clubs formulierte. Als eine »galaktische Vereinigung ohne feste Strukturen« stünde hinter dem Club das Vorhaben, »durch Ausbildung und Praxis im richtigen Umgang mit Computern« die Zukunft vielfältig und abwechslungsreich zu machen.³² Worin für den Club der »richtige« Umgang mit Computern bestand, verdeutlichten die folgenden Sätze des Manifests:

Computer sind Spiel-, Werk- und Denk-Zeug; vor allem aber: »das wichtigste neue Medium«. Zur Erklärung: Jahrhunderte nach den ›Print‹-Medien wie Büchern, Zeitschriften und Zeitungen entstanden Medien zur globalen Verbreitung von Bild und Ton; also Foto, Film, Radio und Fernsehen. Das entscheidende heutige neue Medium ist der Computer. Mit seiner Hilfe lassen sich Informationen »über alles denkbare[sic!]<« in dieser Galaxis übermitteln und – kraft des Verstandes – wird neues geschaffen.³³

Wau Holland verstand Computer im Jahr 1984 damit als Medium, und der »richtige« Umgang mit dem Medium Computer konnte sich daher an der Medienpraxis des links-alternativen Milieus orientieren. Genau wie Zeitungen und Video sollte daher auch der Computer durch praktische Medienarbeit angeeignet, erprobt und hinterfragt werden:

Alle bisher bestehenden Medien werden immer mehr vernetzt durch Computer. Diese Verbindung schafft eine neue Medien-Qualität. Es gibt bisher keinen besseren Namen für dieses neue Medium als Computer.

Wir verwenden dieses neue Medium – mindestens – ebenso (un)kritisch wie die alten. Wir stinken an gegen die Angst- und Verdummungspolitik in Bezug auf Computer sowie die Zensurmaßnahmen von internationalen Konzernen, Postmonopolen und Regierung.³⁴

Um praktische Erfahrungen mit dem Medium Computer sammeln zu können, mussten zunächst die Beschränkungen und Verbote, denen der Informationsaustausch mit

31 Wau Holland, Prost Neujahr! big Brother brutal zerhackt, in: *taz*, 2.1.1984, S. 5.

32 »Nach und die Zukunft: vielfältig und abwechslungsreich durch Ausbildung und Praxis im richtigen Umgang mit Computern« wird oft auch als »hacking« bezeichnet). [sic!]« Chaos Computer Club, Der Chaos Computer Club stellt sich vor.

33 Ebenda.

34 Ebenda.

dem Computer unterlag, überwunden werden. Der zentrale Satz der Selbstvorstellung lautete daher:

Wir verwirklichen soweit wie möglich das ›neue‹ Menschenrecht auf zumindest weltweiten freien, unbehinderten und nicht kontrollierten Informationsaustausch (Freiheit für die Daten) unter ausnahmslos allen Menschen und anderen intelligenten Lebewesen.³⁵

Hacker als »heimliche Experten« für Computersicherheit – die mediale Rezeption des Chaos Computer Clubs (1984 – 1989)

Dass bei der Verwirklichung des »neuen Menschenrechts auf freien Informationsaustausch« nicht auf bestehende Gesetze oder Monopole Rücksicht genommen werden kann, war bei dieser Selbstdarstellung mitgedacht. Wau Holland und der Chaos Computer Club setzten in den folgenden Jahren das Image der Halblegalität bewusst ein, um mediale Aufmerksamkeit auf sich zu lenken. Ab 1984 hatte der Chaos Computer Club und Wau Holland in Westdeutschland eine vergleichbare Funktion wie die TAP und Richard Cheshire in den USA (siehe Kapitel 8.c). Als eine Verkörperung und Projektionsfläche für die abstrakte Thematik Computersicherheit und die Gefahren von vernetzten Systemen, über die zwar viel debattiert und geschrieben wurde, die aber abseits von Kinofilmen wie »WarGames«³⁶ unsichtbar blieben, war der Chaos Computer Club seit 1984 regelmäßig in den westdeutschen Medien präsent.

Vor allem Wau Holland nutzte dabei relativ geschickt die unterschiedlichen Bedeutungsdimensionen, die mittlerweile mit dem Begriff »Hacker« verbunden waren. Einerseits spielte er mit dem Bild des unbedarften jugendlichen Computerfans, der bei seinen Datenreisen aus Spaß und Zufall auf Sicherheitslücken stößt und in fremde Computersysteme eindringt, dann wiederum deutete er an, dass die auf diesem Wege erlangte Macht auch politisch genutzt werden könnte, um schließlich auf den Hacker als brillanten Computerfan zu verweisen, für den die Auseinandersetzung mit Computern und Datenübertragung vor allem Selbstzweck ist, die er aber bereitwillig der Gesellschaft zur Verfügung stellt.

Im Januar 1984 sprach Wau Holland in einem Interview mit der linken Zeitschrift *konkret* vom »hacking« als einem politischen Akt. Befragt von Werner Heine, ob es sich bei Hackern um frustrierte Programmierer handele, antwortete Holland: »Das schließt sich aus. Hacking ist eine schöpferische Tätigkeit«, bei der es darum gehe, »Macht ad absurdum zu führen, nicht, mich als neuen Machthaber hinzustellen. Das ist viel entscheidender. Das Ergebnis ist dann Chaos.«³⁷ Als Beispiel für so eine Aktion nannte er: »Ich halte es für sinnvoll, die militärischen Ressourcen für friedliche Zwecke einzusetzen. Das kann man über das Mittel Computer machen«, etwa indem ein Hacker dafür sorgt, dass die Bundeswehr 100.000 Hemden bestellt. »Aber die Bundeswehr weiß von

35 Ebenda.

36 Vgl. »Zack, bin ich drin in dem System«. SPIEGEL-Gespräch mit dem Computer-Experten Richard Cheshire über seine Erfahrungen als »Hacker«, in: DER SPIEGEL 46/1983, S. 222–233.

37 Werner Heine, So wird »gehackt«, in: konkret 01/1984, S. 66.

dieser Bestellung gar nichts, und dann werden die Hemden eben verramscht. Dann tragen die Leute aus der Alternativszene olivgrünes Zeug, weil das so billig ist, zu friedlichen Zwecken.«³⁸

Für die großen Wochenzeitschriften waren Hacker zu diesem Zeitpunkt vor allem unpolitische Computerfans, die aus Spaß und Geltungsdrang handelten. Der *Spiegel* informierte seine Leser Ende Februar 1984 über den Chaos Computer Club und beschrieb ihn als Herausgeber von »einem neuen Informationsdienst für Computer-Freaks, die sich einen Spaß daraus machen, die Codes fremder Datenbanken zu knacken und Informationen abzuzapfen«³⁹. Im Mai nahm der *Stern* den Deutschlandaufenthalt von Richard Cheshire und die »Euro-Party '84« der TAP im Sheraton-Hotel in Frankfurt a.M. (siehe Kapitel 8.c) zum Anlass, um über »Hacker« zu berichten. »Nichts bringt ihnen mehr Lust, als im fremden elektronischen Netzen herumzugeschnüffeln und durch alle Maschen zu schlüpfen«.⁴⁰ »Im Grunde ist es ein pubertärer Wettstreit darum, wer am weitesten pinkeln kann«, urteilt ein Kenner der Hacker-Szene, für den »[i]n Hamburg der ›Chaos Computer Club‹ gegründet worden« sei, der die »Datenschleuder, eine Hackerpostille voll heißer Tips«⁴¹ vertreibt.

Der Höhepunkt der medialen Rezeption des Chaos Computer Clubs war die Berichterstattung einer vom Club als »Btx-Hack« bezeichneten, medienwirksam inszenierten Auseinandersetzung mit dem Bildschirmtextsystem der Bundespost. Der Club bewegte sich damit in einem medialen Umfeld, das den Dienst seit seinem offiziellen Start im Herbst 1983 kritisch begleitet hatte. Auf der IFA 1983 hatte die Bundespost Bildschirmtext zwar feierlich eröffnet, aber wegen der Verzögerung durch IBM konnte der Regelbetrieb erst im Sommer 1984 aufgenommen werden. Diese Anlaufschwierigkeiten, die Studienergebnisse der Pilotversuche und ein schwaches Teilnehmerwachstum hatten bereits in der ersten Jahreshälfte zu skeptischen Medienberichten geführt, ob den Versprechungen der Bundespost zum Bildschirmtext getraut werden kann (siehe Kapitel 6.b).⁴²

Beim Chaos Computer Club zweifelte vor allem Steffen Wernéry an dem Versprechen der Post, dass die Teilnahme an Bildschirmtext sicher sei. Bereits kurz nach der Umstellung auf die IBM-Technik hatte er in der *Datenschleuder* Missbrauchsszenarien mit fremden Benutzerkennungen und Passwörtern geschildert.⁴³ Am 15. November 1984 bekräftigte Wau Holland auf der Tagung der Datenschutzbeauftragten die Skepsis des Clubs am Sicherheitskonzept der Post und beschrieb Btx als ein »Eldorado für Hacker«.⁴⁴ Diesen Vortrag griff das ZDF auf und zeigte in der Nachrichtensendung *heute journal* eine Präsentation von Wau Holland, auf der er das Bildschirmtextmodem trotz

38 Ebenda.

39 Service für Computer-Hacker, in: *DER SPIEGEL* 09/1984, S. 209.

40 Dieter Brehde/Christa Kölbinger, »Wir hacken, hacken, hacken«, in: *Stern* 21/1984, S. 66-68, hier S. 66.

41 Ebenda, S. 68.

42 Vgl. Störendes Flimmern, in: *DER SPIEGEL* 21/1984, S. 58-60.

43 Vgl. BTX heißt Bildschirm-Trix, in: *Die Datenschleuder* 3, Sommer 1984, S. 3.

44 Vgl. Wau Holland, Btx. Eldorado für Hacker?, in: Hans Gliss (Hg.), Datenschutz-Management und Bürotechnologien. Tagungsband; Schwerpunkte der 8. DAFTA, Datenschutzfachtagung, 15. und 16. Nov. 1984; Referate und Ergebnisse, Köln 1985, S. 133-144.

Verplombung unbemerkt mit einer Heftklammer öffnete und damit seine Manipulationsmöglichkeit demonstrierte.⁴⁵

Um das Missbrauchspotenzial von Bildschirmtext noch weiter zu veranschaulichen, wählten sich Holland und Wernéry am darauffolgenden Wochenende mit der Benutzerkennung und dem Passwort der Hamburger Sparkasse beim Bildschirmtext ein und riefen die kostenpflichtige Seite des Chaos Computer Clubs so oft auf, bis eine Summe von 134.694,70 DM zu Lasten der Hamburger Sparkasse zusammengekommen war. Diesen indirekten »Bankraub« meldeten die beiden am darauffolgenden Montag den Medien und den Hamburger Landesdatenschutzbeauftragten. Bereits am Abend war die Sicherheit von Btx durch diesen Vorfall erneut Aufmacher des *heute journals*. Dort äußerte Benno Schölermann, Vorstandsmitglied der Hamburger Sparkasse, seine Hochachtung vor der Tüchtigkeit von Holland und Wernéry, da sie bewiesen hätten, dass Bildschirmtext entgegen allen Beteuerungen der Post doch nicht sicher sei.⁴⁶ In den darauffolgenden Tagen und Wochen nahmen verschiedene Zeitungen die Aktion zum Anlass, um lobend über die Hamburger Hacker zu berichten, die der Bundespost und ihrem »Lieblingskind Bildschirmtext« eine »schallende Ohrfeige mit dem Sparkassen-Trick«⁴⁷ erteilt hätten und mit ihren »[l]ustigen Spielchen«⁴⁸ nur die Teilnehmer des Dienstes schützen wollten.

Durch die Berichterstattung rund um den »Btx-Hack« verfestigte sich in der medialen Öffentlichkeit ein Bild von den Mitgliedern des Chaos Computer Clubs als Hacker, die sich aus Faszination für Computer auf »heimliche Streifzüge durch die Datennetze«⁴⁹ begeben und als »heimliche Experten«⁵⁰ für Computersicherheit nur Gutes im Sinn haben. Diese Erzählung des Hackers als »Robin Hood im Daten-Wald«⁵¹ war in der westdeutschen Medienlandschaft verbreitet und führte im Anschluss an den »Btx-Hack« zum Auftritt des Clubs in unterschiedlichen Medien. So porträtierte das ZDF für seinen Jahresrückblick »Menschen ›84« Anfang Januar 1985 Wau Holland und Steffen Wernéry. Auch Buchverlage nutzten die Geschichte rund um den Chaos Computer Club, sodass in der ersten Jahreshälfte gleich zwei Taschenbücher erschienen, die den Lesern versprachen, sie »in die heimliche Welt der Hacker«⁵² einzuführen. Der Club selbst profitierte von dieser Aufmerksamkeit durch wachsenden Zulauf und steigende Abonnements der *Datenschleuder* und veröffentlichte im November 1985 über den alternativen Verleger Werner Pieper eine »Hackerbibel«, die neben einer Dokumentation von Presseberichten auch die bis dahin erschienenen *Datenschleudern* sowie die ersten Jahrgänge der TAP enthielt.⁵³

45 Vgl. ZDF, heute journal vom 15.11.1984.

46 Vgl. Ebenda.

47 Thomas von Randow, Ein Schlag gegen das System. Ein Computerclub deckt Sicherheitslücken im Btx-Programm der Post auf, in: *DIE ZEIT* 49/1984.

48 Lustige Spielchen, in: *DER SPIEGEL* 48/1984, S. 238–242.

49 Thomas Ammann/Matthias Lehnhardt, Die Hacker sind unter uns. Heimliche Streifzüge durch die Datennetze, München 1985.

50 Ebenda, S. 52.

51 Werner Heine, Die Hacker. Von der Lust, in fremden Netzen zu wildern, Reinbek 1985, S. 10.

52 Ammann/Lehnhardt, Die Hacker sind unter uns, Rückseite.

53 Vgl. Chaos-Computer-Club (Hg.), Die Hackerbibel. Teil 1, Löhrbach 1985.

Während die Medien sich mit einer gewissen Faszination mit den halblegalen Aktivitäten der Hacker beschäftigten, befeuerte die Berichterstattung auch die Debatte über den juristischen Umgang mit Computersicherheit.⁵⁴ Seit 1983 diskutierte der Bundestag über Gesetzesänderungen, die juristische Lücken bei der Verwendung von Computern schließen sollten. So war es beispielsweise schwer, einen Betrug mit dem Tatmittel Computer strafrechtlich zu verfolgen, etwa durch die Verwendung von fremden Passwörtern, da der Tatbestand des Betrugs die Täuschung eines Menschen voraussetzte. Dies änderte sich erst zum 1. August 1986 mit dem Inkrafttreten des Zweiten Gesetzes zur Bekämpfung der Wirtschaftskriminalität⁵⁵. Der neue § 202a⁵⁶ verbot, in Analogie zum Briefgeheimnis, das unbefugte Ausspähen von Daten, während § 263a⁵⁷ die Manipulation von Computersystemen und die Verwendung fremder Benutzerdaten unter Strafe stellte.

Bis dahin bestand der »Club« im Wesentlichen aus dem jeden Dienstag stattfindenden Stammtisch, aus dem heraus sich die Redaktion der *Datenschleuder* rekrutierte. Als Kontaktadresse diente zunächst der Infoladen »Schwarzmarkt« in der Bundesstraße, später die Kellerwohnung von Wau Holland in der Schwenckestraße. Obwohl das unerlaubte Eindringen in Computersysteme auch nach der Gesetzesänderung nur dann strafbar war, wenn dahinter Gewinnabsichten standen oder Daten entwendet wurden, befürchteten die Mitglieder des Clubs, dass Aktionen wie der Btx-Hack in Zukunft zu strafrechtlichen Verfolgungen führen könnten, unabhängig von den eigentlichen Absichten. Als Sammelstelle und Multiplikator von Sicherheitslücken könnte der Club dann als eine kriminelle Vereinigung definiert und die Mitglieder verfolgt werden. Um dies zu vermeiden, gab sich der Club Anfang des Jahres eine formale Struktur und gründete einen eingetragenen Verein.⁵⁸

Dieser Schritt ging mit der Entwicklung eines neuen Selbstverständnisses einher. Der Club wollte sein positives Image nutzen, um Hacker vor einer Kriminalisierung zu schützen, wenn diese ohne böse Absichten auf Sicherheitslücken gestoßen waren und diese für ihre Streifzüge in Datennetzen ausgenutzt hatten, entweder durch die diskrete Information des betroffenen Rechnerherstellers oder durch den Schritt an die Öffentlichkeit.

54 Vgl. Kai Denker, *Heroes Yet Criminals of the German Computer Revolution*, in: Gerard Alberts/Ruth Oldenziel (Hg.), *Hacking Europe. From computer cultures to demoscenes*, New York 2013.

55 Vgl. Zweites Gesetz zur Bekämpfung der Wirtschaftskriminalität (2. WiKG) vom 15.05.1986, in: Bundesgesetzblatt Teil 1, 1986, S. 721-729.

56 § 202a Strafgesetzbuch in der Fassung vom 1. August 1986: »Ausspähen von Daten: Wer unbefugt Daten, die nicht für ihn bestimmt und die gegen unberechtigten Zugang besonders gesichert sind, sich oder einem anderen verschafft, wird mit Freiheitsstrafe bis zu drei Jahren oder mit Geldstrafe bestraft.«

57 § 263a Strafgesetzbuch in der Fassung vom 1. August 1986: Computerbetrug: »Wer in der Absicht, sich oder einem Dritten einen rechtswidrigen Vermögensvorteil zu verschaffen, das Vermögen eines anderen dadurch beschädigt, daß er das Ergebnis eines Datenverarbeitungsvorgangs durch unrichtige Gestaltung des Programms, durch Verwendung unrichtiger oder unvollständiger Daten, durch unbefugte Verwendung von Daten oder sonst durch unbefugte Einwirkung auf den Ablauf beeinflusst, wird mit Freiheitsstrafe bis zu fünf Jahren oder mit Geldstrafe bestraft.«

58 Vgl. Satzung des Chaos Computer Club, in: *Die Datenschleuder* 15, März 1986, S. 4-5.

Der Chaos Computer Club gilt in der Öffentlichkeit als eine Art Robin Data, vergleichbar mit Greenpeace, Robin Wood und anderen. Spektakuläre Aktionen, wie beispielsweise der Btx-Coup, [...] werden als nachvollziehbare Demonstrationen über Hintergründe im Umgang mit der Technik verstanden. Der CCC hat damit eine aufklärerische Rolle für den bewußten Umgang mit Datenmaschinen übernommen. [...] Durch dieses Image in der Öffentlichkeit, hat sich der CCC in den letzten Jahren einen Freiraum erkämpft, in dem unter gewissen Voraussetzungen Hacks möglich sind, die Einzelpersonen in arge Schwierigkeiten bringen würden. [...] Gleichzeitig besteht wegen der gesellschaftlichen Aufgabe des CCC die Notwendigkeit, einer Kriminalisierung von Hackern entgegenzuwirken.⁵⁹

Der Versuch, sich auf diese Weise schützend vor andere Hacker zu stellen und zwischen der Szene, Unternehmen, Sicherheitsbehörden und der Öffentlichkeit zu vermitteln, führte Ende der 1980er Jahre zu einem ersten Konflikt innerhalb des Hamburger Kern-teams, der 1989 zum Bruch führte. Hintergrund war, dass in dem Betriebssystem VMS, das der Hersteller Digital Equipment Corporation (DEC) bei Computern des Typs VAX einsetzte, mehrere Sicherheitslücken vorhanden waren. Als günstige und leistungsfähige Minicomputer waren VAX-Rechner vor allem im Forschungs- und Wissenschaftssektor verbreitet und daher Mitte der 1980er Jahre häufig an Datennetze angeschlossen, etwa das X.25-Netz der Bundespost (Datex-P) oder Telenet und Tymnet. Dies machte VAX-Computer in den 1980er Jahren zu einer beliebten Zwischenstation von Hackern, wenn sie auf Datenreisen in Computernetzen gingen. Über die telefonische Einwahl in das X.25-Netz der Bundespost verbanden sie ihren Heimcomputer mit einem VAX-Rechner, brachten ihn unter Kontrolle und konnten von dort Verbindungen zu anderen Rechnern und Datennetzen in Westeuropa und den USA aufbauen. Auf diesen Streifzügen konnten die Hacker auch auf Computer der NASA zugreifen und von dort Daten kopieren. Als Mitte des Jahres 1987 absehbar wurde, dass die Sicherheitslücken und die gekaperten Rechner bald an die Öffentlichkeit gelangen werden, da Journalisten mit Recherchen begonnen hatten und Namen von beteiligten Hackern kursierten, wandten sich einige der beteiligten Hacker an den Chaos Computer Club.⁶⁰ In dieser Situation bemühten sich Wau Holland und Steffen Wernéry um Schadensbegrenzung und informierten die Öffentlichkeit über die Aktivitäten der Hacker und die Sicherheitslücken. Durch Kontakte zu Journalisten konnten sie das Thema am 15. September 1987 in der ARD-Sendung *Panorama*⁶¹ platzieren und dort den Zuschauern die Hintergründe des »NASA-Hacks« erklären.

Anders als drei Jahre zuvor beim Btx-Hack folgten auf die Offenbarung allerdings strafrechtliche Ermittlungen. Der unmittelbare Anlass der Sicherheitsbehörden, gegen den Chaos Computer Club vorzugehen, waren Anzeigen des europäischen Kernforschungszentrums (CERN) in Genf sowie des französischen Philips-Konzerns, deren VAX-Computer ebenfalls Besuch von Hackern bekommen hatten. Auf der Suche

59 Jürgen Wieckmann, Thema Hacken. Ein Statement, in: *Die Datenschleuder* 17, Dezember 1986, S. 7.

60 Vgl. Andy Müller-Maguhn/Reinhard Schrutski, Welcome to NASA-Headquarter, in: Jürgen Wieckmann/Chaos Computer Club (Hg.), *Das Chaos Computer Buch. Hacking made in Germany*, Reinbek 1988, S. 32-53, hier S. 32-47.

61 Vgl. *Panorama* vom 15. September 1987, gesendet in der ARD.

nach Beweisen durchsuchte die Polizei am 28. September die Wohnungen von Holland und Wernéry und beschlagnahmte ihre Computer sowie die Abonnentenliste der *Datenschleuder*.⁶² Als Steffen Wernéry im März 1988 dann für einen Vortrag zu einem Sicherheitskongress nach Paris flog, wurde er am Flughafen von der französischen Polizei verhaftet. Hintergrund war, dass er sich im Vorfeld der Reise mit einem Brief an Philips gewandt, seine Zusammenarbeit bei der Aufklärung angeboten und um ein Treffen gebeten hatte, was der Konzern als Erpressungsversuch gedeutet hatte.⁶³ Nachdem Wernéry im Mai 1988 aus der französischen Untersuchungshaft entlassen wurde und wieder nach Hamburg kam, kippte die Stimmung im Hamburger Kernteam um Holland und Wernéry und war fortan von Misstrauen und gegenseitigen Vorwürfen geprägt.⁶⁴

Als Anfang 1989 bekannt wurde, dass Personen aus dem erweiterten Umfeld des Clubs die Sicherheitslücken in den VAX-Rechnern ausgenutzt und erbeutete Daten gegen Geld an den sowjetischen Geheimdienst KGB weitergegeben hatten, kam es endgültig zum Bruch.⁶⁵ Wau Holland verließ in der Folge des Konflikts noch im Jahr 1989 Hamburg und ließ sich, nach einer Zwischenstation in Heidelberg, nach der Wiedervereinigung schließlich in der thüringischen Stadt Ilmenau nieder. Steffen Wernéry zog sich in dieser Zeit aus der Öffentlichkeit weitgehend zurück. Die Strukturen des Chaos Computer Clubs waren in den letzten Jahren ohnehin unabhängiger vom Hamburger Führungsteam geworden. Seit 1984 hatten sich in mehreren Städten Gruppen gebildet, die als »Erfa-Kreise« (Erfahrungsaustauschkreise) die Aktivitäten des Clubs auf regionaler Ebene fortgesetzt hatten. Nach 1989 übernahm zunächst der Lübecker Erfa-Kreis die Herausgabe der *Datenschleuder*. In Hamburg hatte zunächst Andy Müller-Maguhn die Verwaltung des Clubs übernommen. Mit seinem Umzug nach Berlin Anfang 1990 entstand schließlich ein neuer Schwerpunkt des Clubs im wiedervereinigten Berlin.⁶⁶

9.b »Menschenrecht auf freien Datenaustausch« – Heimcomputer als Kommunikationsmedien in der Bundesrepublik

Datenübertragung als Grundsatzfrage der Medienordnung

Entfernt man sich von der zeitgenössischen Berichterstattung der etablierten Medien über das Phänomen »Hacker« und den Chaos Computer Club in den 1980er Jahren und schaut auf die Themen, die im Umfeld des Clubs diskutiert wurden, so fällt auf, dass die Ausnutzung von Sicherheitslücken für die Szene nicht im Mittelpunkt stand,

-
- 62 Vgl. Müller-Maguhn/Schrutzki, Welcome to NASA-Headquarter, in: Wieckmann/Chaos Computer Club (Hg.), *Das Chaos Computer Buch; Die Hacker*, in: *DIE ZEIT* 44/1987.
 - 63 Vgl. In die Falle, in: *DER SPIEGEL* 12/1988, S. 109–111; Im Netz der Fahnder. Ein Vorstandsmitglied des Hamburger Chaos Computer Clubs sitzt in Paris in Untersuchungshaft, in: *DIE ZEIT* 16/1988.
 - 64 Vgl. Daniel Kulla, Der Phrasenprüfer. Szenen aus dem Leben von Wau Holland, Mitbegründer des Chaos-Computer-Clubs, Löhrbach 2003, S. 64–65.
 - 65 Vgl. ebenda, S. 56–69.
 - 66 Vgl. Julia Gül Erdogan, Technologie, die verbindet. Die Entstehung und Vereinigung von Hackerkulturen in Deutschland, in: Frank Bösch (Hg.), *Wege in die digitale Gesellschaft. Computernutzung in der Bundesrepublik 1955–1990*, Göttingen 2018, S. 227–249.

anders, als die mediale Rezeption vermuten lässt. Bei den Szenetreffen wie dem seit 1984 jährlich zwischen Weihnachten und Silvester stattfindenden Chaos Communication Congress und in Szenepublikationen wie der *Datenschleuder* oder der *Bayrischen Hackerpost* standen stattdessen die Verwendung des Computers als Kommunikationsmedium und die Überwindung von Hindernissen bei der Datenfernübertragung (DFÜ) mit Heimcomputern im Mittelpunkt. Die Ausnutzung von Sicherheitslücken, das unerlaubte Eindringen in Computersysteme oder die Nutzung von fremden Zugangsdaten war hiervon nur ein Aspekt unter anderen, der in der Szene selbst umstritten war. Was die westdeutsche Hacker- und Heimcomputerszene vereinte, war eine kritische Perspektive auf die Bundespost und die Strukturen des westdeutschen Telekommunikationssektors, die mit ihrem Festhalten am Fernmeldemonopol die Nutzung von Computern als Kommunikationsmedium ausbremste und damit eine alternative Computer- und Medienpraxis verhinderte.

Den kritischen und mitunter spöttischen Umgang mit der Bundespost hatte die westdeutsche Hackerszene, zumindest teilweise, von der amerikanischen Phreakerszene übernommen. Die TAP hatte seit 1971 mit Slogans wie »FUCK THE BELLSYSTEM« und »Ma Bell is a Cheap Mother« die Ablehnung des amerikanischen Telekommunikationsmonopolisten mit Kapitalismuskritik verbunden. Im Vergleich zu diesen Slogans wirkte der Umgang der westdeutschen Hackerszene mit der Bundespost fast schon zurückhaltend. Im Umfeld des Chaos Computer Clubs etablierte sich 1984 für die Bundespost der Begriff »Gilb«, ⁶⁷ der auf die Farbe Gelb als Erkennungsmerkmal der Briefkästen und Telefonzellen der Bundespost anspielte.

Für die westdeutschen DFÜ-Fans stellte vor allem der Umgang der Bundespost mit Datenübertragung im Telefonnetz ein zentrales Hindernis bei der Verwirklichung des »neuen Menschenrechts« auf freien und nicht kontrollierbaren Informationsaustausch dar. Am deutlichsten spürbar war die Wirkung des Fernmeldemonopols bei der Verfügbarkeit von Modems. Anders als in den USA, wo, wie im vorherigen Kapitel thematisiert, der Besitz von Modems und damit die Datenübertragung im Telefonnetz in den 1980er Jahren ein Massenphänomen wurde, war die Anschaffung eines Modems für westdeutsche Heimcomputerbesitzer bis in die 1990er Jahre hinein eine aufwendige und teure Angelegenheit. Hier zeigten sich die Auswirkungen der bereits erwähnten westdeutschen Telekommunikationspolitik der vergangenen Jahrzehnte. Die Bundespost hatte schon in den 1960er Jahren Datenübertragung im Telefonnetz mit Skepsis betrachtet und durch den Aufbau des »elektronischen Datenvermittlungssystems« versucht, Datenverkehr in einem einheitlichen Datennetz zu vereinen. Mit seinem Urteil zur Direktrufverordnung hatte das Bundesverfassungsgericht 1977 diese Praxis bestätigt und bekräftigt, dass auch Datenfernübertragung unter das Fernmeldemonopol fällt. Mit den ISDN-Plänen wurde die Digitalisierung des Telefonnetzes dann Anfang

67 In einen in der *Datenschleuder* abgedruckten Glossar definierte der Chaos Computer Club den Begriff folgendermaßen: »Gilb. Das sind die von der Post, die bei dir ›nen Sender, ein Funktelefon oder gar do-it-yourself-Nebenstellenanlage finden und beschlagnahmen lassen. Dann kriegst du ein Formblatt mit den Text >Sind sie mit der Zerstörung der beschlagnahmten Geräte einverstanden?< Es ist oft gut, bei JA anzukreuzen und zu unterschreiben.« Bedienungsansung[sic!], in: *Die Datenschleuder* 4, August 1984, S. 2.

der 1980er Jahre zu einer tragenden Säule der westdeutschen Industriepolitik (siehe Kapitel 7).

Preiswerte und kurzfristig verfügbare Möglichkeiten zur privaten Datenübertragung mit Heimcomputern waren in den Plänen der Bundespost nicht vorgesehen. Im Interview mit der Mikrocomputer-Fachzeitschrift *mc* bezeichnete Walter Tietz vom Fernmeldetechnischen Zentralamt der Bundespost die Datenübertragung zwischen Mikrocomputern über das Telefonnetz Anfang des Jahres 1983 als »Sonderwünsche einer sehr kleinen Minderheit« und verwies auf Bildschirmtext als Dienst zur »Informationsübertragung für breiteste Schichten«⁶⁸. Allerdings werde sich die Lage des »Mikrocomputer-Mann« durch ISDN langfristig verbessern: »In fünf Jahren wird das sogenannte ISDN kommen, das wesentliche Vorteile für alle Arten der Kommunikation mit sich bringen wird.«⁶⁹

Es wäre verkürzt, in der Forderung der Heimcomputernutzer nach günstigeren Möglichkeiten zur Datenübertragung bloß eine Fortsetzung des Konflikts zwischen der Bundespost und der Datenverarbeitungsindustrie über die Reichweite des Fernmelde-monopols zu sehen. In den 1970er Jahren hatte sich der Konflikt an der Frage entzündet, wie sich ein staatlich kontrollierter Fernmeldesektor von einer privatwirtschaftlichen Datenverarbeitung abgrenzen lässt. Diesbezüglich zeichnete sich zu Beginn der 1980er Jahre mit dem Schichtenmodell von OSI und ISDN allerdings ein Lösungsansatz ab, von dem sich alle Beteiligten Vorteile erhoffen konnten (siehe Kapitel 7.c). Bei der Kritik der Hackerszene an den Praktiken der Bundespost ging es zwar erneut um die Frage, wo das Fernmeldemonopol endet, allerdings war dies für die Hackerszene kein ordnungs- oder wirtschaftspolitisches Thema, sondern eine medienpolitische Grund-satzfrage. Letztlich ging es darum, welchen Einfluss der Staat bzw. staatliche Institu-tionen wie die Bundespost auf das Medium Computer und damit langfristig auf das gesamte Mediensystem haben sollten.

Beim Computer als Kommunikationsmedium existierten in den 1980er Jahren mit Bildschirmtext und der amerikanischen »Modemwelt« zwei unterschiedliche Modelle. Bildschirmtext stand für ein zentrales und in seinen Grundstrukturen vom Staat organisiertes System, das sich an der Ordnung der »alten« Medien orientierte, auch wenn sich die Bundesregierung und die Länder in zähen Verhandlungen darauf ver-ständigt hatten, dass es als »Teleschriftformen« weder Presse noch Rundfunk sein darf. Durch seine Entstehungsgeschichte aus den Breitbandkabelplänen der Bundesregie-rung stand Btx zudem in einem engen Zusammenhang mit der Diskussion über eine Verkabelung, die wiederum seit dem Regierungswechsel 1982 mit der politisch gewollten Einführung des Privatrundfunks verknüpft war (siehe Kapitel 6.c).

Mit dem Slogan »Kabelsalat ist gesund«⁷⁰ und der Abwandlung des Kabelfernseh-logos der Bundespost durch einen Knoten drückten die Mitglieder des Chaos Computer Clubs aus, dass sie eine andere Ordnung des Mediums Computer favorisierten. Ih-nen stand das amerikanische Modell einer dezentralen, vielfältigen und mitunter auch chaotischen »Modemwelt« näher, in deren Mittelpunkt Mikrocomputer als persönliche

68 Interview: mc im FTZ, in: *mc – Die Mikrocomputer-Zeitschrift* 01/1983, S. 46–47, hier S. 46.

69 Ebenda, S. 47.

70 So auf dem Titelbild von: Chaos-Computer-Club (Hg.), *Die Hackerbibel*. Teil 1.

Werkzeuge zur Kommunikation und der Datenaustausch über das Telefonnetz standen. Dieses Modell passte besser zu den Vorstellungen einer alternativen Gegenöffentlichkeit und emanzipativen Medienarbeit, die seit 1981 für den Chaos Computer Club prägend waren. Als Wau Holland 1984 in der *Datenschleuder* schrieb, der Club setze sich für »das ›neue‹ Menschenrecht auf zumindest weltweiten freien, unbehinderten und nicht kontrollierten Informationsaustausch (Freiheit für die Daten) unter ausnahmslos allen Menschen und anderen intelligenten Lebewesen«⁷¹ ein, hatte er damit die Verwirklichung einer westdeutschen »Modemwelt« vor Augen.

Mit dieser Perspektive auf Computer und Telekommunikation traf der Club in der linksalternativen Szene auf ein gewisses Unverständnis. In den linken Medieninitiativen hatte sich, wie bereits erwähnt, Mitte der 1970er Jahre die Position durchgesetzt, dass die Diskussion über »Neue Medien« und die Verkabelung der Bundesrepublik »von Anbeginn an unter falscher Flagge«⁷² geführt worden sei und es nicht darum ginge, die Bürger besser mit Informationen zu versorgen, sondern einen »›Rationalisierungsnutzen‹ für die Wirtschaft«⁷³ zu erzielen und die Einführung von privaten Rundfunksendern zu erzwingen, was letztlich dazu führe, dass die Bürger »einsam, überwacht und arbeitslos«⁷⁴ werden.

Die Forderung des Chaos Computer Clubs, sich auf Computer einzulassen und eigene Erfahrungen mit dem Medium zu machen, klang aus der Perspektive der alternativen Medieninitiativen daher naiv bis gefährlich.⁷⁵ In den linken Medieninitiativen kursierte stattdessen die Forderung, Computer und Telekommunikationstechnik so lange zu boykottieren, bis ihre gesellschaftliche Unschädlichkeit nachgewiesen ist. Anfang Februar 1985 warf die Hamburger Mediengruppe »Schwarz & Weiß« dem Chaos Computer Club daher in der *taz* vor, er würde mit seinem öffentlichen Auftreten nur die gesellschaftliche Akzeptanz von Computern fördern. »Hacker haben sich wohl damit abgefunden, daß alles so kommt, wie es kommen muß, und versuchen sich es in den Lücken bequem zu machen« und würden als alternative Experten für Computersicherheit mithelfen, die Technik zu perfektionieren.

Für den ›zarten Keim‹ einer Anti-Computer-Bewegung sind Praxis und Verhalten des CCC's gefährlich. Der Club verwischt das, worum es eigentlich geht, und trägt noch dazu bei, daß die Akzeptanz von neuen Techniken in linken Kreisen immer weiter voranschreitet.⁷⁶

Der Chaos Computer Club begegnete diesen Vorwürfen mit der Gegenthese, dass vielmehr die linksalternative Politik der Totalverweigerung schuld daran sei, »daß der ›Computer‹ nur mit den Interessen herrschender Kreise besetzt wird und als

71 Chaos Computer Club, Der Chaos Computer Club stellt sich vor.

72 Hans Peter Bleuel, Die verkabelte Gesellschaft. Der Bürger im Netz neuer Technologien, München 1984, S. 42.

73 Ebenda, S. 49.

74 Vgl. Fritz Kuhn (Hg.), Einsam überwacht und arbeitslos. Technokraten verdaten unser Leben, Stuttgart 1984.

75 Vgl. Dieter Volpert, Zauberlehrlinge. Die gefährliche Liebe zum Computer, Weinheim 1985.

76 Gruppe »Schwarz & Weiß«, Wo bleibt das Chaos. Kritik am Chaos Computer Club, in: *taz hamburg*, 05.02.1985, S. 15.

»Strukturverstärker« ausschließlich zentralistische Ideologie transportiert«⁷⁷, da die linksalternative Bewegung mit ihrer Verweigerungshaltung eine alternative Computer- und Medienpraxis blockiere.

Anlass für diese Auseinandersetzung mit den medien- und telekommunikationspolitischen Positionen des linksalternativen Milieus war eine Studie, mit der im Spätsommer 1986 einige Mitglieder des Chaos Computer Clubs sowie des Arbeitskreises Politischer Computereinsatz (APOC) für die Grüne Bundestagsfraktion die Frage beantworten sollte, ob sie sich am Informationssystem PARLAKOM beteiligen sollte, das als ISDN-Pilotversuch im Bundestag eingeführt werden sollte. Hinter der APOC stand eine Gruppe um Klaus Schleisiek, der aus Skepsis gegenüber der Faszination des Clubs für Regelverstöße und das Halblegale eine unabhängige Gruppe ins Leben gerufen hatte. Zwar rieten der CCC und der APOC den Grünen in der Studie, sie sollen sich nicht an PARLAKOM beteiligen, da das geplante System unflexibel und zu teuer sei und keine Kommunikationskanäle zur Basis bereitstelle, allerdings sollten sie mit den vorgesehenen Mitteln kleine und tragbare Computer anschaffen und eine »Orientierungsstube« einrichten, in der die Fraktion ihre Berührungängste abbauen und aus erster Hand Erfahrungen mit der Technik sammeln kann, um so zu einer differenzierteren medien- und telekommunikationspolitischen Position zu gelangen.⁷⁸

Modems in der Bundesrepublik

Unabhängig von dieser politischen Debatte bedeutete die Verwirklichung des »Menschenrechtes auf freien, unbehinderten und nicht kontrollierten Informationsaustausch« für die Hackerszene zunächst rein praktisch die Versorgung der westdeutschen Heimcomputerbesitzer mit bezahlbaren Modems. Während, wie bereits erwähnt, sich in den USA seit dem Ende des Endgerätemonopols ein reger Markt für Modems entwickelt hatte (siehe Kapitel 8.c), existierte in der Bundesrepublik im Jahr 1984 trotz der seit Längerem laufenden Reformdiskussion (siehe Kapitel 7.b) noch kein freier Markt für die Geräte. Die Bundespost bestand 1984 auch im Hinblick auf ihre ISDN-Pläne weiterhin darauf, dass Modems als »Zusatzeinrichtung zur Datenübertragung« nur von ihr betrieben werden dürfen. Die Datenübertragung im Telefonnetz mittels Akustikkoppler, der Daten als Töne über den Lautsprecher und Mikrofon eines Telefonhörers akustisch übertragen, war zunächst offiziell nur als »Notbehelf, der nur im Falle des beweglichen Einsatzes gerechtfertigt ist«⁷⁹, erlaubt, wenn sich auf der Gegenseite ein Modem der Bundespost befand. Erst im Sommer 1983 weichte die Bundespost diese Regelung auf und erlaubte eine Verbindung zwischen zwei Akustikkopplern, um die Datenübertragung zwischen Mikrocomputern zu erleichtern.⁸⁰ Akustikkoppler

77 Chaos Computer Club/Arbeitskreis Politischer Computereinsatz, Trau keinem Computer, den du nicht (er-)tragen kannst. Entwurf einer sozialverträglichen Gestaltungsalternative für den geplanten Computereinsatz der Fraktion »Die Grünen im Bundestag« unter besonderer Berücksichtigung des geplanten Modellversuchs der Bundestagsverwaltung (PARLAKOM), Löhrbach 1987, S. A-5, Hervorhebung im Original kursiv.

78 Vgl. ebenda, S. D.2-D.3.

79 mc im FTZ, S. 47.

80 Vgl. Mikros jetzt per Akustikkoppler DFÜ-fähig, in: *Computerwoche* 23/1983.

hatten allerdings den Nachteil, dass ihre Geschwindigkeit auf 300 Baud pro Sekunde beschränkt war, während direkt mit dem Telefonnetz verbundene Modems höhere Geschwindigkeiten erreichen konnten. Hinzukam, dass Akustikkoppler weiterhin eine Zulassung der Bundespost benötigten. 1982 war zwar die Zulassung auf das neu geschaffene Zentralamt für Zulassung im Fernmeldewesen (ZZF) in Saarbrücken übertragen worden, aber die Hersteller beklagten sich weiter über die lange Dauer des Zulassungsverfahrens.⁸¹ Dies alles hatte zur Folge, dass Modems und Akustikkoppler, verglichen mit den Preisen in den USA, in der Bundesrepublik teuer und daher nur bei wenigen westdeutschen Heimcomputerbesitzern vorhanden waren. In den ersten Ausgaben der *Datenschleuder* waren daher Hinweise, wo günstige Modems zu bekommen sind, relativ häufig. »Bei Tandy gibts (demnächst) ein 300 Baudmodem mit ZZF-Zulassung (vormals: FTZ-Nummer) für 350 DM.«⁸²

Neben dem Import war für technisch versierte Heimcomputerbesitzer auch der Selbstbau eine Möglichkeit. Zu einer der ersten Aktionen des Chaos Computer Clubs gehörte daher die Veröffentlichung einer Anleitung zum Bau eines Modems. Im Jargon des Clubs wurde das Modem auch als »Datenklo« bezeichnet, da zur akustischen Abschirmung Gummidichtungen aus der Sanitärabteilung des Baumarktes verwendet wurden.⁸³ Beide Optionen hatten aber den Nachteil, dass die selbst gebauten oder importierten Modems offiziell nur an das Telefonnetz angeschlossen werden durften, wenn sie von der Bundespost geprüft und zugelassen waren.

Das billigste und beste ist der Selbstbau (Einzelprüfung beim ZZF, Zentralamt für Zulassungen von Fernmeldeschieß Saarbrücken erforderlich [...]) [...] Eins umschaltbar für »alle« Baudraten (300, 1200, 1200/75, 75/1200, CCITT und Bell-Norm) ist in Arbeit, Bauanleitung folgt im Februar (Bausatz ca. 300DM, näheres auf Anfrage).⁸⁴

Die »Modemwelt« der Bundesrepublik

Die Verbreitung von Modems und Akustikkopplern schuf allerdings nur die technischen Voraussetzungen für eine westdeutsche »Modemwelt«. Bulletin Boards wie in den USA waren in der Bundesrepublik zunächst selten. Als eine der ersten Möglichkeiten, mit einem Heimcomputer Daten über die Telefonleitung zu übertragen, bot der Verlag des Mikrocomputer-Fachmagazins *mc* seinen Lesern ab Sommer 1983 an, über einen Telefon-Daten-Service (TEDAS) »Informationen und Programme direkt von Franzis-Computer über die Telefonleitungen« zwischen 14 Uhr nachmittags und 9 Uhr morgen per Modem und Telefonleitung zu überspielen.

81 Vgl. *mc* im FTZ, S. 47-48.

82 Vgl. Hardware für Hacker, in: *Die Datenschleuder* 1, Februar 1984, S. 4.

83 »DATENKLO. MUPIM des CCC! Mit IC 7911, hiesige und US-Normen von 75 bis 1200 Baud. Bauplan 10, Plat. 20, Kit 300 VKS- Akustikkoppler mit Sanitär-gummidichtungen oder direct connect. Akust. Ankopplung ans Telefon mit Original Postkapseln! Rechtshilfe: Datenklo+DBP=verboten. Gilb!!!« Bedienungsanleitung[sic!], in: *Die Datenschleuder* 4, August 1984, S. 2.

84 Vgl. Ebenda. Mit der Bauanleitung für ihr »CCC-Modem« folgte der Club der Tradition der amerikanischen Heimcomputerszene, die mit dem »Pennywhistle Modems« bereits 1976 eine Anleitung für ein preisgünstiges Selbstbaumodem veröffentlicht hatte (siehe Kapitel 8.c).

Egal, welches Modem Sie auch verwenden, es muss vom Fernmeldetechnischen Zentralamt zugelassen sein, also eine FTZ-Nummer besitzen; ein Selbstbau-Modem (z.B. Funkschau 1980, Heft 10, Seite 105) darf deshalb auf keinen Fall verwendet werden.⁸⁵

Während zu Beginn noch verschiedene Begriffe für solche an das Telefonnetz angeschlossene Computer, etwa die amerikanische Bezeichnung CBBS oder »elektronischer Briefkasten« verwendet wurden, etablierte sich 1984 im deutschsprachigen Raum der Scheinanglizismus »Mailbox«. Als der Chaos Computer Club im April des Jahres in der *Datenschleuder* über »Mailboxen in der Bundesrepublik« berichtete, konnte er bereits eine Handvoll aufzählen, darunter neben TEDAS in München auch eine studentische Mailbox an der Universität Hamburg sowie eine von der Firma RMI-Nachrichtentechnik betriebene, die auch über Datex-P und damit bundesweit unabhängig von Ferngesprächsgebühren erreichbar war. Verglichen mit den USA bezeichnete der Club die Situation in der Bundesrepublik allerdings als verbesserungsfähig und forderte seine Leser auf, aktiv zu werden und sich für den Aufbau von Mailboxen einzusetzen.

In Sachen Mailboxen ist die BRD noch ein Entwicklungsland. Private User tun sich schwer, eine Mailbox zu installieren. Das liegt aber auch an den dämlichen Fernmeldevorschüssen. Mehr Initiative von Operatoren, die auch in ihren Systemen eine öffentliche Mailbox einrichten, ist wünschenswert. Schreibt entsprechende Briefe an Firmen und die taz, Berlin !!!⁸⁶

Der Club setzte sich auch dafür ein, dass die westdeutschen Heimcomputerbesitzer mit Mailboxen als Alternative zum Bildschirmtext der Bundespost experimentieren. Noch bevor Wau Holland und Steffen Wernéry mit dem Btx-Hack als »heimliche Experten für Computersicherheit« bekannt wurden, gaben sie der Heimcomputerzeitschrift *64'er* ein Interview, bei dem sie als »Kommunikationsexperten, die das neue Medium Datenfernübertragung per Modem zur weltweiten Kommunikation nutzen«, vorgestellt wurden. Auf die Eingangsfrage, was der Chaos Computer Club überhaupt macht, antworteten sie, dass im Mittelpunkt ihrer Aktivitäten der Computer als Medium stehe:

Wir verbreiten Informationen über neue Medien und unsere Erfahrungen und tauschen Informationen über die verschiedensten Sachen aus. Computer sind so etwas wie ein neues Medium für uns und diese Datenverbindungen sind für uns eine neue Form von Straßen und öffentlichen Plätzen, auf denen wir uns bewegen.⁸⁷

Um mit diesem neuen Medium Erfahrungen zu sammeln, würden sie auch bestehende Gesetze ignorieren:

Wir erheben grundsätzlich nicht den Anspruch, daß wir uns an alle Gesetze und Regeln halten, zum Beispiel bezogen auf die Verwendung von nicht FTZ-geprüftem Gerät. [...] Wir wollen die Bundespost davon überzeugen, daß das wie in England gehandhabt wird, also grob gesagt, die Nutzung von nicht FTZ-geprüftem Gerät zugelassen wird.

85 Telefon-Datendienst, in: *mc – Die Mikrocomputer-Zeitschrift* 07/1983.

86 Öffentliche Mailboxen in der Bundesrepublik, in: *Die Datenschleuder* 2, April 1984, S. 1.

87 Kreatives Chaos, in: *64'er* 10/1984, S. 12-13, S. 176, hier S. 12.

Das ist eine klare Forderung von uns. Wir sind das Gegenteil von Computerkriminellen, die wegen des eigenen finanziellen Vorteils in Computersysteme eindringen und irgendwelche Sachen von dort verkaufen.⁸⁸

Ihr Ziel sei dabei, die Menschen zu einem kreativen Umgang mit dem Computer als Medium zu ermuntern.

Wir wollen versuchen, die Leute von ihren Daddelspielen wegzuziehen und zu einem kreativeren Umgang mit dem Medium zu bewegen. Unsere Hoffnung ist, daß der Computer als neues Medium positiv zur Verständigung beiträgt.⁸⁹

Dazu sei es wichtig, dass die Besitzer von Heimcomputern eigene Erfahrungen mit Computern als Medien machen.

Online! Rein in die Dinger! [...] Wer da ein bißchen ernsthaft herangeht, wird relativ bald mit allem, was er sieht, unzufrieden sein. Er wird sagen: Verdammt noch mal, ich mache meine eigene Mailbox. Das ist ja das elektronische Äquivalent zu einer Zeitung. Die Medien per DFÜ ermöglichen so etwas für alle, die etwas sagen, etwas mitteilen wollen.⁹⁰

Dieses Interview fand vor dem Hintergrund statt, dass 1984 in der Bundesrepublik ein erster, bescheidender Boom von Mailboxen stattfand. Nach Zählung von Wolfgang Spindler, der Anfang des Jahres 1985 ein »Mailbox-Jahrbuch« herausgab, gingen 1984 in der Bundesrepublik rund 50 Mailboxen ans Telefonnetz, die nach seiner Schätzung von rund 10.000 Nutzern angerufen wurden.⁹¹

Die Mailboxen, die in dieser Zeit in der Bundesrepublik entstanden, lassen sich in vier Gruppen einteilen. Zum einen gab es auch in der Bundesrepublik Mailboxen, die von Privatpersonen als Hobbyprojekte betrieben wurden. Erleichtert wurde dies durch Programme, die seit dem Frühjahr 1984 in der westdeutschen Heimcomputerszene kursierten und mit denen sich das populäre Computersystem Commodore 64 ohne eigenen Programmieraufwand als Mailbox nutzen ließ,⁹² sofern ein Modem vorhanden war. Die einfachste, juristisch sauberste und zugleich teuerste Lösung hierfür war die Miete eines Modems von der Bundespost, für das monatlich mindestens 50 DM bezahlt werden musste. Die Verwendung eines Akustikkopplers für den Betrieb einer Mailbox war dagegen ohne monatliche Mietgebühren möglich, stellte den Heimcomputerbesitzer allerdings vor die Herausforderung, dass ein Koppler ankommende Gespräche nicht automatisch annehmen konnte. Einige private Mailboxbetreiber behelfen sich allerdings mit einer selbst gebauten Mechanik, die die Telefongabel bei ankommenden Gesprächen automatisch anhub und nach Gesprächsende wieder senkte, während der Telefonhörer dauerhaft mit dem Koppler verbunden war. Eine solche Konstruktion wur-

88 Ebenda, S. 13.

89 Ebenda.

90 Ebenda, S. 13, S. 176.

91 Vgl. Wolfgang Spindler, Das Mailbox-Jahrbuch. Ein Nachschlagewerk für Computer-Freaks und alle, die es werden wollen, Frankfurt a.M. 1985, S. 5.

92 Vgl. ebenda, S. 30.

de in der DFÜ-Szene als »Katze« bezeichnet, deren Einsatz als eine juristische Grauzone galt, solange die Apparatur nicht induktiv mit der Telefonklingel verbunden war.⁹³

Solche Basteleien waren bei Mailboxen, die von Unternehmen betrieben wurden, eher unüblich. Die zweite Gruppe bildeten unternehmensinterne Mailboxen, über die Außendienstmitarbeiter mittels Akustikkoppler und tragbare Heimcomputer mit ihrer Firmenzentrale in Kontakt bleiben konnten oder die von Journalisten genutzt wurden, um Texte an ihre Redaktionen zu senden. Drittens betrieben einige Unternehmen auch Boxen, mit denen sie sich im weiteren Sinne an die Öffentlichkeit richteten. Hierunter fielen Angebote von Fachzeitschriften, die damit Zusatzdienstleistungen für ihre Leser erbrachten, wie die bereits erwähnte TEDAS der *mc*-Redaktion. In diese Gruppe fielen auch Mailboxen, mit denen Softwareproduzenten Kundenservice betrieben und Updates für ihre Programme verteilten.

Viertens entstanden ab 1984 auch in der Bundesrepublik größere, kommerzielle und kostenpflichtige Mailboxsysteme, die sich in erster Linie an professionelle und zahlungskräftige Nutzer richteten. Solche Systeme waren in der Regel neben dem Telefonnetz auch über das Datex-P-Netz der Bundespost angeschlossen und konnten von mehreren Kunden gleichzeitig genutzt werden. Der Anschluss an das Datex-Netz hatte den Vorteil, dass diese Systeme bundesweit zumindest aus Großstädten mit Einwahlknoten zu den Gebühren eines Ortsgesprächs erreichbar waren, wobei allerdings noch nutzungsabhängige Gebühren für das Datex-Netz hinzukamen.⁹⁴ Die Bundespost selbst begann Anfang des Jahres 1984 mit der Erprobung der »Telebox« als posteigenes Mailboxsystem im Telefon- und Datex-Netz. Für eine monatliche Mitgliedsgebühr von 80 DM konnten die Nutzer über Telebox elektronische Nachrichten mit anderen Nutzern des Systems austauschen.⁹⁵

Die Bundespost sah sich auf dem Markt der professionellen Mailboxen aber der für sie ungewohnten Situation ausgesetzt, dass sie starke Konkurrenz hatte. Neben dem bereits erwähnten Dienst von RMI prägte in den 1980er Jahren vor allem Günther Leue mit seinem Unternehmen IMCA den westdeutschen Markt der kommerziellen Mailboxen. Leue war bereits in den 1950er Jahren als Vertreter von Remington Rand in den Datenverarbeitungsmarkt eingestiegen und war Ende der 1960er Jahre zum Beratungsunternehmen Diebold gewechselt. Zusammen mit seinem Sohn Christian Leue, der in den 1970er Jahren in den USA studiert hatte, gründete er 1981 im hessischen Haunetal das Unternehmen IMCA, das für den internationalen Markt Hard- und Software für Mailboxsysteme entwickelte und verkaufte. Seit Herbst 1982 betrieb IMCA im Datex-P-Netz der Bundespost eine Mailbox für den deutschen Markt. Für eine monatliche Gebühr von 40 DM erwarben die Nutzer formal die Mitgliedschaft im Verein zur Förderung der Telekommunikation und konnten das System nutzen, um mit anderen Vereinsmitgliedern Nachrichten auszutauschen oder in Foren zu diskutieren. Diese juristische

93 Vgl. »Die Katze darf das...«, in: *Die Datenscheuler* 13, Oktober 1985, S. 6; Für MAILBOX-Betreiber und solche, die es werden wollen. Aufbau eines legalen automatischen »Carier«- Beantworts, in: *Die Datenscheuler* 14, Dezember 1985, S. 5.

94 Vgl. Andreas Schmitt-Egenolf, Kommunikation und Computer. Trends und Perspektiven der Telematik, Wiesbaden 1990, S. 169-173.

95 Vgl. Spindler, Das Mailbox-Jahrbuch, S. 29.

Konstruktion wurde gewählt, da Leue befürchtete, mit dem elektronischen Nachrichtenaustausch könnte die Mailbox in einem Konflikt mit dem Postmonopol geraten, das der Bundespost das alleinige Recht zur Übermittlung von schriftlichen Nachrichten von Person zu Person gewährte.⁹⁶ Größere Verbreitung fand das Mailbox-System von IM-CA in der Bundesrepublik, nachdem Leue im Jahr 1984 Lizenznehmer gefunden hatte und Unternehmen wie die Deutsche Mailbox GmbH begannen, das System unter dem Namen »GeoNet« professionell zu vermarkten. 1986 schlossen sich die Lizenznehmer des Systems zum GeoMail-Verbund zusammen und organisierten den gegenseitigen Austausch und die Abrechnung von Nachrichten zwischen GeoNet-Mailboxen.⁹⁷

GeoNet entwickelte sich in der zweiten Hälfte der 1980er Jahre zu einer wichtigen Kommunikationsplattform der westdeutschen DFÜ-Szene und wurde auch vom Chaos Computer Club zur Kommunikation und Diskussion genutzt. Seit 1986 bot der Club in Kooperation mit dem Bremer Unternehmen Infex den Mitgliedern des CCC e. V. unter der Bezeichnung »Chaos Communication Center« einen Zugang zu einem GeoNet-System für nur 8 DM pro Monat an und bewarb dies als emanzipatorische Alternative zum Bildschirmtext.⁹⁸

Bildschirmtext hat gezeigt, daß man ein 2-Klassen-System (Anbieter und Abrufer) keinem bewußtem Menschen zumuten kann. Mailbox-Systeme kennen nur eine Klasse. Jeder Teilnehmer kann Informationen abrufen, kommentieren oder selber welche über die Schwarzen Bretter anbieten. Eine Mitgliedschaft im CCC e.V. ermöglicht die Teilnahme am Nachrichtenverkehr auf einem Geonet-System zu Preisen der Wunschmaschine Bildschirmtext. Alle Mailbox-Teilnehmer sind gleichberechtigte Informationsanbieter in einem Informationsbasar rund um Wissenschaft, Technik und alles was Spaß macht und wenig kostet. Kommerzielle Aktivitäten der Mitglieder sind dort unerwünscht.⁹⁹

Mailboxen als alternative Medienpraxis

Das aktive Werben für die Mitgliedschaft auf einer kommerziellen Mailbox war allerdings im Umfeld des Clubs umstritten. Der jährliche Chaos Communication Congress des Clubs war gleichzeitig auch eine Zusammenkunft von privaten Mailboxbetreibern, die im Jargon der Szene als »System Operator«, abgekürzt »SysOps« bezeichnet wurden. Innerhalb der westdeutschen Hacker- und Mailboxszene bestand zwar große Übereinstimmung, dass zentrale Kommunikationssysteme wie Bildschirmtext durch eine vielfältige, dezentrale und zugängliche Kommunikationslandschaft ersetzt

96 Vgl. Spindler, Das Mailbox-Jahrbuch, S. 66; Günther Leue, Vom Glück der frühen Geburt. Ein Rückblick auf die Anfangsjahre der E-Mail, München 2009, S. 8.

97 Vgl. Leue, Vom Glück der frühen Geburt. Zum Funktionsumfang der GeoNet-Mailboxen siehe: Günther Musstopf, Mailbox-ABC für Einsteiger, Hamburg 1985.

98 Vgl. »Chaos Communication Center« – Fragen und Antworten. Wie komme ich auf die CCC-Mailbox?, in: *Die Datenschleuder* 16, September 1986, S. 14.

99 Chaos Computer Club. Partner auf den Weg zur Informationsgesellschaft, in: *Die Datenschleuder* 16, September 1986, S. 16.

werden sollten. Wie genau aber alternative Strukturen des Computers als Kommunikationsmedium aussehen und finanziert werden sollten, darüber gab es in der Szene unterschiedliche Vorstellungen. Einerseits bestand ein breiter Konsens, dass privat betriebene Mailboxen sinnvoll und wünschenswert sind, allerdings waren vor allem die politisch engagierteren Akteure der Szene der Meinung, dass die Informationen und Diskussionen auf einem Großteil der Boxen wenig Mehrwert bieten würden. »Wenige unterscheiden sich, die meisten fallen durch einheitliche Gleichmäßigkeit der Inhalte auf.«¹⁰⁰

Konsens bestand ebenfalls darüber, dass sich die Aufgaben von SysOps nicht nur auf die Bereitstellung der technischen Infrastruktur und die Veröffentlichung der Rufnummer auf anderen Boxen beschränken könne. Damit Mailboxen sich zu einem zuverlässigen und alternativen Informationssystem entwickeln können, war eine aktive redaktionelle Betreuung notwendig, was sich bei unentgeltlichen Hobbyprojekten nur schwer realisieren ließ. Einige private Mailboxen gingen daher dazu über, die Nutzer finanziell an den Kosten zu beteiligen, was angesichts der Konkurrenz von kommerziellen Systemen und »der unzähligen C64-Boxen, die zum Nulltarif am Netz hängen[sic!], schon ein schwieriges Unterfangen [war], das nur durch die erhebliche Leistungssteigerung gegenüber den herkömmlichen Systemen sinnvoll und damit machbar wird.«¹⁰¹ Für Reinhard Schrutzki, der in Hamburg die Mailbox CLINCH betrieb¹⁰² und im Vorstand des CCC e. V. aktiv war, war daher ein kommerzielles GeoNet-System als »CCC Mailbox« problematisch:

Diese Entwicklung kann durchaus dazu führen, daa[sic!] die augenblicklichen Versuche, eine autonome Informationsszene hohen Standards aufzubauen, im Keime erstickt, oder zumindest auf lange Sicht behindert werden und es stellt sich die Frage, ob das tatsächlich[sic!] im Sinne des Chaos Computer Clubs ist.¹⁰³

Die Bemühungen, mit Mailboxen eine alternative Informationsszene und Medienpraxis zu etablieren, trugen in der zweiten Hälfte der 1980er Jahre allerdings Früchte. Dies lag einerseits daran, dass sich die strukturellen Voraussetzungen für Mailboxen und Datenkommunikation langsam verbesserten. Durch das Verfahren der EG-Kommission gegen die Bundespost begann sich bereits 1986 die Modemsituation zu entspannen. Der Anschluss von privaten Modems an die Telefonleitung war seit Dezember 1986 grundsätzlich erlaubt, auch wenn die nach wie vor notwendige Zulassung durch die Bundespost weiter mit Beschwerden über Verzögerungen und höheren Preisen für Modems in

100 Chaos Communication Congress ›85. Die Europäische Hackerparty, in: *Die Datenschleuder* 14, Dezember 1985, S. 1.

101 CCC auf kommerziellen Boxen – Rückschlag für private Betreiber?, in: *Die Datenschleuder* 16, September 1986, S. 7.

102 Zu Schrutzkis Erfahrungen als Mailbox-Betreiber siehe: Reinhard Schrutzki, Ein Mailboxbetreiber erzählt, in: Chaos-Computer-Club (Hg.), *Die Hackerbibel* Teil 2. Das Neue Testament, Löhrbach 1988, S. 96–104.

103 CCC auf kommerziellen Boxen – Rückschlag für private Betreiber? In: *Die Datenschleuder* 16, September 1986, S. 7.

Verbindung gebracht wurde.¹⁰⁴ Mit dem Bericht der Regierungskommission Fernmeldewesen und dem Grünbuch der EG war seit Herbst 1987 zudem absehbar, dass sich die Strukturen des bundesdeutschen Fernmeldesektors langfristig in Richtung einer liberalen Endgerätepolitik ändern wird (siehe Kapitel 7.d). Innerhalb der Mailboxszene war die sich abzeichnende Liberalisierung mit der Hoffnung verbunden, dass die Onlinenkommunikation sich in der Bundesrepublik mittelfristig aus ihrem Nischendasein verabschieden und eine mit den USA vergleichbare Entwicklung einschlagen wird, und Mailboxen zu einem sichtbaren und relevanten Bestandteil der westdeutschen Medienlandschaft werden.

Neben diesen strukturellen Verbesserungen entspannte sich in der zweiten Hälfte der 1980er Jahre allmählich auch das Verhältnis der westdeutschen Alternativszene zum Computer. Nach der Reaktorkatastrophe von Tschernobyl wuchs hier die Bereitschaft, sich auf computerbasierte Gegenöffentlichkeiten und eine alternative Kommunikationsinfrastruktur einzulassen. Dies lag unter anderem daran, dass Hacker aus dem Umfeld der *Bayrischen Hackerpost* bereits wenige Tage nach dem Reaktorunfall eigene Messdaten in Mailboxen verbreitet hatten, die auch in der Bundesrepublik erhöhte Strahlungswerte zeigten, während die Bundesregierung in offiziellen Stellungnahmen noch eine Gefährdung der westdeutschen Bevölkerung bestritt.¹⁰⁵

Diese Entwicklung führte dazu, dass sich die Beziehungen zwischen der Hacker- und Mailboxszene und der westdeutschen Alternativszene sowie Anspruch und Organisation von nicht profitorientierten Mailboxen verbesserten. In München gründeten 1986 einige politisch engagierte Heimcomputerfans und linke Journalisten um Joachim Graf und Gabriele Hooffacker den Sozialistischen Computerclub, der 1987 die Mailbox LINKS als eine dezidiert politische Kommunikations- und Diskussionsplattform ans Telefonnetz anschloss.¹⁰⁶

Ende 1987 vereinbarten dann einige engagiertere SysOps auf dem jährlichen Chaos Communication Congress, sich und ihre Mailboxen enger zu vernetzen und nach dem Vorbild des amerikanischen Fidonetzes (siehe Kapitel 8.c) ein eigenes Mailboxnetz aufzubauen und den gegenseitigen Austausch von Nachrichten und Diskussionsbeiträgen zwischen ihren Boxen zu ermöglichen. Das Fidonetz selbst hatte sich mittlerweile zwar bereits in die Bundesrepublik ausgedehnt, stieß aber wegen seiner starren Netzwerkstruktur und des Verbots von verschlüsselten Nachrichten in der westdeutschen Hacker- und Alternativszene auf Vorbehalte. Stattdessen wurde die Mailbox-Software Zerberus, deren Entwicklerteam um Wolfgang Mexner und Hartmut Schröder sich offen für Anregungen aus der Mailboxszene zeigte, netzwerkfähig gemacht und konnte damit zur Grundlage eines eigenen Mailboxnetzes der westdeutschen Szene werden.¹⁰⁷ Von 1988 bis in die Mitte der 1990er Jahre bildete der nächtliche Nachrichtenaustausch

104 Vgl. ZZF-Zulassungsbedingungen vorerst nur für 2400S nach CCITT-Empfehlung V.26. Transparenz im Modem-Markt erst Ende 1987, in: *Computerwoche* 23/1987.

105 Vgl. NetzWorkShop, in: *Die Datenschleuder* 18, Februar 1987, S. 18; Martin Goldmann/Gabriele Hooffacker, Politisch arbeiten mit dem Computer. Schreiben und drucken, organisieren, informieren und kommunizieren, Reinbek 1991, S. 159.

106 Vgl. ebenda, S. 161-164.

107 Vgl. ebenda.

der Zerberus-Mailboxen über das Telefonnetz als Z-Netz einen wichtigen Bestandteil einer alternativen Kommunikationsinfrastruktur der bundesdeutschen Heimcomputerbesitzer, an der sich im Jahr 1990 schon 80 Mailboxen beteiligten,¹⁰⁸ und 1996 schließlich 450 Mailboxen teilnahmen.¹⁰⁹ Für den Erfolg des Z-Netzes war vor allem seine offene Struktur verantwortlich. Grundsätzlich konnte sich jede Mailbox am Datenaustausch des Z-Netzes beteiligen und mit jeder anderen Mailbox Nachrichten oder Diskussionsbeiträge austauschen, die in thematisch und hierarchisch gegliederte »Bretter« aufgeteilt waren. Nicht jede Mailbox musste dabei alle Bretter übernehmen, sondern konnte sich auch auf bestimmte Themengebiete beschränken.

Damit bot das Z-Netz eine flexible Infrastruktur für eine große thematische Bandbreite an Diskussionsforen, die neben den auf Mailboxen üblichen Computer- und Technikthemen auch kulturelle und politische Themenfelder abdeckten. Eine Besonderheit waren dabei sogenannte Overlaynetze, dessen Mailboxen innerhalb des Z-Netzes thematische Schwerpunkte setzten. Bereits 1988 waren außerhalb von München weitere LINKS-Mailboxen entstanden, die untereinander ihre Diskussionsforen austauschten. Im selben Jahr entstand in Hannover mit /COMPOST ein Bereich des Z-Netzes, der einen Schwerpunkt auf die Themen der Ökologiebewegung legte. Ab 1990 begannen die Organisatoren dieser beiden Overlaynetze eine engere Zusammenarbeit und gründeten im Oktober 1990 den Dachverein ComLink. 1991 legten LINKS und COMPOST ihre Diskussionsforen zusammen und verbreiteten als »Computernetzwerk Linksysteme« (/CL-Netz) Informationen und Diskussionen aus dem linksalternativen Spektrum.¹¹⁰ Anfang der 1990er Jahre entstanden schließlich weitere Overlaynetze, die das Z-Netz zum Nachrichtenaustausch nutzten, wie das gewerkschaftliche SoliNet¹¹¹ oder das feministische Netzwerk WOMEN¹¹².

Mit dem Aufleben der westdeutschen Mailboxszene in der zweiten Hälfte der 1980er Jahre war auch die Diskussion verbunden, die Tradition der linksalternativen Medienläden und -initiativen der 1970er Jahre in Form von »Computerläden« wieder aufleben zu lassen, in denen eine alternative Medienarbeit mit Computern betrieben und erfahren werden sollte. In der *Datenschleuder* wurde dieser Gedanke im Jahr 1986 folgendermaßen zusammengefasst:

Aufgabe dieser Computerläden sei unter anderem, anwendungsorientiertes Wissen zu vermitteln und Interessenten anhand referierbarer Projekte dazu zu befähigen, das Medium zur Umsetzung eigener Interessen sachgerecht einzusetzen.¹¹³

108 Vgl. Klemens Polatschek, Natur am Netz. Über die ersten Versuche, mit elektronischen Mitteln ökologische Informationssysteme aufzubauen, in: *DIE ZEIT* 4/1990, S. 48.

109 Vgl. padeluun, Das Z-Netz – die Mutter aller Netze, in: FoeBuD e.V. (Hg.), MailBox auf den Punkt gebracht. Mit Zerberus und CrossPoint zu den Bürgernetzen, Bielefeld 1996, S. S. 1.3-1.8.

110 Vgl. Peter Lökk, Zur Geschichte von CL-Netz und Link-M. Die ersten zehn Jahre, in: Gabriele Hooffacker (Hg.), Wem gehört das Internet? Dokumentation zum Kongress »20 Jahre Vernetzung« am 16. und 17. November 2007 in München, München 2008, S. 17-31.

111 Vgl. Andreas Hoppe/Markus Koch, Das SoliNet, in: FoeBuD e.V. (Hg.), MailBox auf den Punkt gebracht. Mit Zerberus und CrossPoint zu den Bürgernetzen, Bielefeld 1996, S. 1.19-1.28.

112 Vgl. Sabine Stampfel, Das WOMEN-Netzwerk, in: FoeBuD e.V. (Hg.), MailBox auf den Punkt gebracht. Mit Zerberus und CrossPoint zu den Bürgernetzen, Bielefeld 1996, S. 1.41-1.43.

113 Jürgen Wieckmann: NetzWorkShop. In: *Die Datenschleuder* 18, Februar 1987, S. 18.

Die Idee, einen Begegnungsort mit dem Computer als Medium zu schaffen, veranlassete 1987 auch das CCC-Mitglied Reinhard Schrutzki dazu, seine Mailbox CLINCH als virtuelle Anlaufstelle der Hamburger Hackerszene mit dem Betrieb eines kleinen Ladengeschäftes im Hamburger Stadtteil Horn zu verbinden.

[In dem] Laden sollte das große Konzept realisiert werden, einer der Träume fast jedes Hackers der damaligen Zeit: Das eigene Wissen und die eigene Fähigkeit zur Informationswiederbeschaffung in bare Münze für den Lebensunterhalt einschließlich der jeweils neuesten Computer umzusetzen.¹¹⁴

Zwischen 1987 und 1989 war der CLINCH-Laden zwar Anlaufstelle der Hamburger Hackerszene, war aber ein kommerzieller Misserfolg, sodass das CCC-Vorstandsmitglied Schrutzki den Laden im Kontext des konflikthaften Auseinanderbrechens des Clubs im Oktober 1989 schließlich aufgab.¹¹⁵

Erfolgreicher war dagegen ein Projekt der Bielefelder Medienkünstler Rena Tangens und padeluun, ihre 1984 gegründete Kunstgalerie mit dem Betrieb einer Mailbox zu verbinden. 1987 waren die beiden an der Gründung des FoeBuD e. V. (Verein zur Förderung des öffentlichen bewegten und unbewegten Datenverkehrs) beteiligt, der mit der Mailbox BIONIC zu einer zentralen Institution des Z-Netzes wurde. Die Mitglieder des FoeBuD engagierten sich vor allem durch Workshops, Dokumentation und Anleitungen dafür, Computer und Mailboxen zu einem Medium zu machen, das auch für weniger technikaffine Menschen zugänglich und nützlich ist.¹¹⁶

9.c Zwischenfazit: Der Medienaktivismus der Hacker

Im linksalternativen Milieu Westdeutschlands wurde in den 1970er Jahren eine rege Medienarbeit betrieben, durch die eine Gegenöffentlichkeit zu den etablierten Medien aufgebaut werden sollte. Ergebnis dieser Aktivitäten waren vor allem gedruckte Zeitungen und Zeitschriften, sowie im audiovisuellen Bereich Experimente mit Video. Die anfänglich noch offene Haltung dieser Bewegung zu »Neuen Medien« wie Breitbandkabelnetze oder Bildschirmtext waren im Laufe der Dekade immer kritischer geworden. Die Mehrheit der linksalternativen Medienaktivisten befürchtete, dass solche Technologien in erster Linie zur Kommerzialisierung des Mediensystems führen und die Manipulation der Bevölkerung erleichtern wird. Als zu Beginn der 1980er Jahre die ersten Heimcomputer in der Bundesrepublik verfügbar waren, ordneten die Mehrheit der Medienaktivisten sie in diese Interpretation ein, da die Geräte von einem großen Teil der Bevölkerung und Wirtschaft nur als neuartiges Spielzeug oder unzuverlässige »Bastel-Computer« gedeutet wurden.

114 Reinhard Schrutzki, Der CLINCH-Laden, www.schrutzki.net/texte/eigene/clinich/clinich_1.php3 (26.2. 2019).

115 Vgl. ebenda.

116 Vgl. FoeBuD e.V. (Hg.), MailBox auf den Punkt gebracht. Mit Zerberus und CrossPoint zu den Bürgernetzen, Bielefeld 1996.

Die in der amerikanischen Alternativszene verbreitete Deutung von Heimcomputern als Verkörperung der nahenden »Computerrevolution« fand dagegen in der Bundesrepublik zunächst nur wenig Resonanz. Hier waren es die Akteure aus dem Umfeld des Chaos Computer Clubs, die das Narrativ der »Computerrevolution« aufgriffen, es mit dem Grundgedanken der alternativen Medienarbeit verknüpften und so zu einer differenzierteren Deutung des Heimcomputers kamen. Während sie die linksalternative Kritik am Bildschirmtext teilten, dass durch die Trennung von Anbietern und Konsumenten nur die Strukturen der alten Medien reproduziert werden, bewerteten sie Heimcomputer anders. Durch ihre Vernetzung mit dem Telefonnetz konnten die kostengünstigen Geräte als preisgünstige, dezentrale und zugängliche Medientechnologie genutzt werden, durch die eine partizipative und autonome digitale Gegenöffentlichkeit möglich wird.

Der Versuch, für ihre Kritik am Bildschirmtext mediale Aufmerksamkeit mit einem »virtuellen Bankraub« zu generieren, führte allerdings zu einer medialen Dynamik, die den existierenden Trend aufgriff, die gesellschaftlichen Ängste vor der zwar spürbaren, aber ansonsten weitgehend noch unsichtbaren Computerisierung auf die neuartige Figur des Hackers zu projizieren. Das Image der im halblegalen agierenden »heimlichen Experten für Computersicherheit« verschaffte den Mitgliedern des Clubs zwar die Aufmerksamkeit der etablierten Medien, dominierte aber auch seine mediale Rezeption. Seine Forderung nach einer neuartigen Medien- und Telekommunikationspolitik ohne Einschränkung durch das Fernmeldemonopol wurde daher außerhalb der eigenen Szene kaum wahrgenommen und rezipiert. Daher trat der Chaos Computer Club, von der breiten Öffentlichkeit weitgehend unbemerkt, vor allem szeneeintern für die Verwirklichung des »Menschenrechts auf freien Datenaustausch« ein, zunächst vor allem durch die Versorgung der westdeutschen Heimcomputerszene mit Modems.

Davon unabhängig verbesserte sich vor allem durch die einsetzende Reform des Fernmeldesektors, die vornehmlich mit ökonomischen Argumenten geführt wurde, seit Mitte der 1980er Jahre auch in der Bundesrepublik die Voraussetzungen für das Kommunikationsmedium Heimcomputer. Ab dem Ende des Jahrzehnts gelang es der Szene dann, durch den Aufbau von Mailboxnetzen wie dem Z-Netz, den Heimcomputer als alternatives Kommunikationsmedium zu etablieren. Anfang der 1990er Jahre, nach der ersten Postreform, nutzten dann auch kommerzielle Onlinedienste wie CompuServe die neuen Freiheiten der Telekommunikation in Deutschland und konnten neben dem ebenfalls zu einem Onlinedienst für Heimcomputer umgestalteten Bildschirmtext zahlreiche Kunden gewinnen. Wie im folgenden Epilog gezeigt wird, schuf dies die Voraussetzung dafür, dass ab der Mitte der 1990er Jahre immer mehr Haushalte Zugang zum Internet als universelles Datennetz erhielten.

